

Die heimkehr

Erich von Mendelssohn

Die Heimkehr



Erich von Mendelssohn

Erich von Mendelssohn

Die Heimkehr

Roman

Leipzig 1914

Verlag der Weißen Bücher

Olga von Cramer

zugeeignet

d. V.

I.

Als Friedel vor der Tür zur Dachkammer stand, atmete er tief auf, denn er hatte vom schnellen und dabei vorsichtigen Ersteigen der fünf Treppen Herzklopfen bekommen. Er knöpfte den Mantel auf und zog ein Taschentuch hervor, mit dem er sein Gesicht abrieb. Aber plötzlich sank sein Arm schlaff herab, denn er hörte in der Kammer ein Kichern und Flüstern und dann laute, rohe Worte eines Mannes, der durch Leonies helle Stimme unterbrochen wurde. Friedels feines Gesicht wurde erst bleich, dann dunkelrot. Ein zischendes Geräusch drang aus seinem Munde. Er hob die Faust und schlug gegen die Tür. Drinnen verstummte das Gespräch. Nur einige geflüsterte Worte klangen. Dann war es ganz still.

Er griff hart nach der Türklinke, aber er ließ sie wieder los. Langsam wandte er sich ab und ging die fünf Treppen hinunter. Er trat auf die Straße hinaus. Obwohl es kalt war, ließ er seinen Mantel offen und behielt das Taschentuch in der Hand.

Er blieb vor der Haustür stehen, die sich schon lange hinter ihm geschlossen hatte. Einzelne Schneeflocken fielen auf seinen weichen Hut und auf die Spitzen seiner Lackstiefel. Eine Dirne trat auf ihn zu und sprach ihn an. Er sah ihr flüchtig ins Gesicht und lüftete den Hut. Doch ging er schnell fort, ohne ihr zu antworten.

Er ging sehr schnell. Als er eine Droschke sah, deren Kutscher auf dem Bock eingeschlummert war, obgleich sich Flocke auf Flocke auf das Gefährt senkte, hielt er an und weckte den Schläfer durch einen kurzen Ruf. Der Kutscher schüttelte sich wach und fragte, wohin er fahren sollte. Friedel antwortete nicht gleich, dann zog er ein Markstück aus seiner Börse, reichte es dem Manne und wandte sich schnell ab.

Am Stettiner Bahnhof ging er vorbei und kam in die Viertel, von denen er oft gehört, die er aber nie betreten hatte. Er ging jetzt langsam, schlendernd, ohne Ziel, doch wich er den wenigen hellerleuchteten Boulevards aus, die die ärmliche Gegend durchziehen. Schließlich fröstelte ihn. Er knöpfte seinen Mantel zu und steckte endlich das Taschentuch ein. Ihm wurde wieder warm. Aber bald biß sich ein scharfes Gefühl in seinen Zehen fest, und er versuchte vergeblich, sie in den engen Lackstiefeln zu bewegen. Jetzt sah er sich nach einer Droschke um. Aber er bemerkte keine. So

trat er in eine Kaschemme, um sich etwas zu wärmen.

Schwerer Tabaksrauch schlug ihm entgegen. Er sah sich flüchtig um und setzte sich dann an einen Tisch, an dem nur ein Mann saß, der in einer zerknitterten Zeitung las. An allen anderen Tischen saßen Männer und Frauen.

Ein dickes Weib mit einem Schlüsselbund an der Schürze, das immer klirrte, fragte ihn nach seinem Begehr. Die Frau war hart und unfreundlich. Friedel bestellte ein Glas Bier und bezahlte es sofort. Er rührte es aber nicht an.

Als die Hitze zu stark geworden war, zog er seine Handschuhe aus, steckte sie in die Manteltasche und entledigte sich dann auch seines Mantels, den er hinter sich an einen Haken hängte. Sein Gegenüber wurde jetzt auf ihn aufmerksam. Er sah mit Erstaunen den schmächtigen, siebzehnjährigen Knaben, mit dem feinen Gesicht und dem eleganten, grauen Anzuge in dieser Umgebung. Am meisten aber erstaunte ihn der Platinring mit dem großen Smaragd, den Friedel an der linken Hand trug. Er rückte näher heran und flüsterte:

„Fürchten Sie nicht, daß das Ding da Ihnen hier Unannehmlichkeiten bereiten kann, junger Herr, wie? Würden Sie nicht bei einigem Überlegen zu dem Resultat kommen, daß es zweckmäßiger wäre, es wegzustecken, he?"

Friedel zog den Ring vom Finger und ließ ihn in die Westentasche gleiten. Dabei sah er den Sprecher an. Der Mann war unsympathisch. Sein dunkelblauer Anzug, der einmal anständig gewesen sein mußte, war überall fleckig; die Knopflöcher, sowie die Manschetten und der Kragen waren völlig ausgefranst, und Friedel sah, daß das helle Futter der Ärmel schmutzig und zerrissen war. Der Mann trug eine fertiggekaufte Krawatte. Am peinlichsten waren aber das kurzgeschorene Haar und der struppige Bart von einer unwahrscheinlichen, gelbroten Farbe. Friedel überlegte einen Augenblick, weshalb ihn gerade diese Farbe so sonderbar berührte. Und mit einem Lächeln kam ihm die Erinnerung an ein Weihnachtsfest, an dem er einen Malkasten geschenkt erhalten hatte, mit Hilfe dessen er genau diese Farbe herstellte, die er damals für den richtigen Ton der menschlichen Haut hielt. Um seinen Vater zu überraschen, hatte er einige Köpfe aus dessen Schwarzweißsammlung koloriert, doch sein Vater war hierüber anderer Ansicht gewesen —

„Komme ich Ihnen komisch vor, junger Herr, wie?" fragte der Rothaarige nicht beleidigt, sondern sehr belustigt, doch lag ein leichter Unterton von Bitterkeit in seinen Worten. Friedels Mitgefühl war sogleich erregt und er antwortete höflich:

„Entschuldigen Sie. Ich kann Ihnen ja nur dankbar für Ihren liebenswürdigen Hinweis sein.

— Nein, Sie wissen doch, wie oft sich selbst in den ernstesten Augenblicken plötzlich ganz unmotiviert irgend eine Erinnerung einstellt, die einen zu einem taktlosen Lachen zwingt. So fiel mir eben eine Kinderei ein, die ich mit sieben oder acht Jahren begangen habe." Und gleichzeitig versuchte Friedel sich vorzustellen, wie alt der Rothaarige sein mochte. Wohl ungefähr dreißig, vielleicht aber viel jünger oder auch viel älter. Gleichgültig fuhr er fort, um nur überhaupt etwas zu sagen: „Halten Sie die Situation wirklich für gefährlich?"

Der Rothaarige lachte laut auf, wobei er beide Hände gegen den Tisch stemmte und sich weit zurücklehnte. Dann beugte er sich wieder vor und sagte kichernd:

„Glauben Sie denn in einem Salon zu sein? Oder bei einem Maskenfest? Schauen Sie sich doch einmal die Gesichter an. Das ist keine Schminke, das ist Wahrheit. Das sind die fleischgewordenen Maschinenteile, die für Sie und Ihresgleichen arbeiten. Übrigens auch für sich selbst, ich will nicht ungerecht sein, ich bin kein Sozialist. Aber wenn die Maschine einmal in Unordnung geraten sollte? He? Haben Sie einmal eine Turbine gesehen, die durchging? Nicht? Schade. Es geht schneller und schneller und plötzlich zerspringt das Schwungrad, zerspringt an der eigenen Stärke, weil irgend eine kleine Hemmung weggefallen ist, und Kesselhaus

und Direktorwohnung zerspringen mit. Wenn wir jetzt so ein kleines Explosiönchen erleben sollten? He? Mit der Ruhe nachher, der Todesstille, wie?"

Friedel sah sich um. Er sah rohe Gesichter und aufgedunsene. Dazwischen auch einige charaktervolle Köpfe. Aber die Weiber waren nur widerlich, und wenn auch nicht so sehr in ihrer äußeren Erscheinung, so in ihren Gebärden, im Tone ihrer Stimme. Er zuckte gleichgültig die Achseln.

„Die Leute sehen eher arm als gefährlich aus," sagte er und zog ein goldenes Zigarettenetui aus der oberen Westentasche. „Gestatten Sie? — Außerdem habe ich den Leuten ja nichts getan."

Der Rothaarige bediente sich. Dann blies er den Rauch von sich und sagte:

„Stecken Sie das Ding da weg. Ihr anständiger Anzug ist zwar schon recht provozierend, mag aber noch hingehen. Aber ein goldenes Zigarettenetui? Nein, das geht nicht. Das geht noch nicht. — Ich habe die Leute zwar schon bis zu einem gewissen Grade zur Vernunft erzogen. Habe ihnen schon so ziemlich klargemacht, daß sie ganz auf dem ihnen zukommenden Platz stehen. Oder fast ganz. — Aber ganz kann ich noch nicht für sie garantieren. — Daß man Sie bis jetzt in Ruhe gelassen hat, mag den Grund haben, daß man Sie für einen Zuhälter, also für einen Freund und Bruder angesehen hat. Ihr sicheres Auftreten

hat den Eindruck verstärkt. Sie kommen wohl gelegentlich in solche Lokale?"

Friedel schüttelte den Kopf.

„Nein, es ist das erstemal."

„Um soziale Studien zu machen? He? Das Volk in der Nähe anzusehen? Student der Nationalökonomie? Wie?"

„Ich bin nur durch einen Zufall hier hereingekommen. Ich konnte keine Droschke finden und wollte mich etwas ausruhen. Ich bin Schriftsteller", antwortete Friedel ruhig.

„Da sind wir ja Kollegen," rief der Rothaarige aufspringend, „darf ich mich vorstellen? Ich heiße Frick, Ulrich Frick, und bin Mitarbeiter dieses Blattes" — er wies auf die Zeitung, in der er vorhin gelesen hatte, und deren Titel Friedel als den eines der schlimmsten Skandalblätter kannte — „also Journalist; Revolverjournalist, denken Sie natürlich."

Friedel hatte sich erhoben.

„Mein Name ist Lauengall", sagte er höflich.

„Um Gottes willen nicht so laut! Der Name könnte Ihnen übelgenommen werden, obwohl Sie mit der hier unbeliebten Durchlaucht nichts zu tun haben."

„Er ist mein Vater", sagte Friedel einfach.

Ulrich Frick machte große Augen. Friedel sah sich etwas müde um. Dann sagte er:

„Ich kann wirklich mir kaum vorstellen, daß die Leute hier jemals gefährlich werden könnten. Sie kümmern sich ja gar nicht um uns. — Aber natürlich glaube ich es, wenn Sie es sagen", fügte er höflich hinzu.

„Ja, jetzt schlafen sie wohl schon", sagte Ulrich Frick langsam und wie geistesabwesend. Dann sah er Friedel an:

„Sie müssen aber doch dem Zufalle dankbar sein, der Sie hierher führte! He! Sie Einblick gewinnen ließ? So sagt man doch, nicht wahr? Vielleicht wird ein Gedicht daraus, ein Roman sogar? Oder ein Drama? Und das Publikum dreht sich um und betrachtet den Herrn Verfasser, der in der Hofloge sitzt. — Na, und die Feuilletons erst in den freisinnigen Zeitungen am nächsten Morgen!"

„Ich habe heute abend nichts erlebt — ich meine, ich habe hier nichts so Neues gesehen" —

„Machen Sie nur die Augen auf, Herr Graf! Sehen Sie nicht dort das Mädchen, das so sonderbar breitbeinig geht? Was mag wohl der Grund sein? Vielleicht tut ihr bei jedem Schritt etwas weh, so ungefähr, als ob zwischen ihren Schenkeln einige Glassplitter lägen. Wo sie die her hat? Aus gutem Hause ist sie, Verehrter, aus sehr gutem Hause sogar. Dann kam ein Offizier, einer von denen mit den strammen Hosen. Na ja,

und nach einiger Zeit bekam das arme Ding so sonderbare Bauchschmerzen und ein blindes Kind dazu. Und der Mann dort, das dicke, versoffene Schwein — —"

„Ich weiß, was Sie sagen wollen," unterbrach Friedel ihn fast heftig, und es war erst jetzt, daß seine Stimme warm und lebendig klang, „ich weiß, daß wir wahnsinnig werden müßten, wenn wir nur eine einzige Zeitung unbefangen läsen, wenn wir nicht die entzückenden kleinen Rubriken hätten, in die wir alles Elend einordnen: Krieg, Krankheit, soziales Elend, ‚aus dem dunkelsten Berlin', ‚so ist es nun einmal in der Welt', diese Rubriken, die das abgelöst haben, was früher Religion oder Weltanschauung war. Das Wesentliche ist geblieben: das übersichtliche Schema, in dessen Fächer wir alles hineinpraktizieren, um nicht den Einzelfall durchdenken zu müssen, wozu wir überhaupt nicht imstande wären."

„Bravo! Sie gefallen mir!" Ulrich Frick schlug mit der Faust auf den Tisch. „Endlich ein Mann und ein Standpunkt. Weil Sie den Anblick der Welt mit bloßen Augen nicht ertragen können und zu anständig sind, um sich eine rosa Brille auf die Nase zu setzen, machen Sie die Augen ganz zu und schreiben Hymnen an den Mond. Lyriker, wie? Aber konsequent gedacht und gehandelt. Meine Hochachtung! Aber mehr. Wo ist die Be-

rechtigung der Lyrik in dieser Kaschemme von einer Welt? — Reicht Ihre Konsequenz so weit?"

„Ja. Ich muß allerdings bemerken, daß der Gedanke nicht von mir selbst stammt. Ein Bekannter von mir, das heißt ein Freund meines Bruders hat ihn mir entwickelt. Der Gedanke erschien mir aber gleich so einleuchtend, so selbstverständlich — ich hatte das Gefühl, als ob er gerade so gut von mir sein könnte. Sie kennen gewiß die freudige Überraschung, wenn man von anderer Seite die Lösung eines Problems erfährt, das einen selbst lange und vergeblich beschäftigt hat" —

„Sie schweifen ab, Verehrtester! Heraus mit dem Gedanken!"

„Verzeihen Sie." Friedel fixierte einen dunklen Fleck auf der Tischplatte und sagte mit halb gesenkten Lidern: „Herr Köhler sagte folgendes: wenn man von den völlig überflüssigen und sinnlosen Bummelexistenzen absieht, hat jeder Mensch auf dieser Welt einen bestimmten Platz auszufüllen. Entweder ist er direkt zu einem bestimmten Platze geboren — das Talent, oder er wird durch die Ereignisse auf irgend einen Platz geschoben — das an sich gleichgültige Mitglied der undifferenzierten Masse. Wenn man aber zu einem bestimmten Platz geboren, also auf einem bestimmten Gebiete talentiert ist, hat man die metaphysische

Pflicht — dieser Ausdruck stammt ebenfalls von Herrn Köhler —, seinem Talente zu leben, ganz gleichgültig, welche Resultate man zeitigt, wie sich das Leben gestaltet. Die Tatsache, daß die Menschheit einen mit einem bestimmten Talente geboren hat, schließt den Beweis dafür ein, daß man die Menschheit wiederum durch die Ausübung dieses Talentes am besten fördert."

„Glatt zu unterschreiben. Weiter. Zum Lyriker. Wie?"

„Ja! — Der Zweck eines Künstlers ist, das grauenvolle Chaos der Welt den anderen dadurch faßbar zu machen, daß er es formt. An sich ist das Leben so bunt, daß es jeden wahnsinnig machen würde, der es unbefangen anschaute. Der Künstler kann es aber nur vermöge der doppelten Einseitigkeit formen, durch die er es sieht: die Einseitigkeit seiner Persönlichkeit und die Beschränktheit seines Materials —"

„Darf ich unterbrechen, Herr Graf. Nicht aus Oppositionslust, bin immer noch völlig einverstanden. Aber um keine mürbe Stelle in Ihrer Logik passieren zu lassen."

Friedel sah ihn erstaunt an:

„Was meinen Sie?"

„Oh, nur eine Kleinigkeit, eine unbedeutende Bagatelle. Nichts von Belang! Nur, daß diese beiden Einseitigkeiten nicht parallel laufen — zwi-

schen ihnen schwankend, Kompromisse schließend, der Künstler —, sondern daß sie einander schneiden, und zwar in einem ganz bestimmten Punkte: der Art eines bestimmten Menschen, dauernd durch ein bestimmtes Material zu sehen. — Sollte keine Korrektur sein, nur eine Klarstellung. — Darf ich jetzt um die Fortsetzung bitten?"

Friedel mußte sich einen Augenblick sammeln. Dann sagte er:

„Sie haben natürlich recht. — Ich meinte also, daß die soziale Tätigkeit des Künstlers darin bestehe, die Menschheit über ihre Stellung im Universum zu orientieren, und darin hat er die Religion unterstützt, die die großen Orientierungslinien gab, in die der Künstler jede Einzelerscheinung einordnete. — Freilich hat es da oft Konflikte gegeben. Oft hat der Künstler die große Linie der Religion — oder Weltanschauung — verwischt, weil ihm der Einzelfall zu widersprechen schien. Bis schließlich die Kunst auf die Fixpunkte des religiösen Koordinatensystems verzichtete und ganz ihre eigene Welt baute. — Ich habe also nicht nur das Recht, sondern die Pflicht, das mir natürliche Weltbild so rein wie möglich zu erhalten, und alles einfach zu ignorieren, was es stören könnte."

Erst jetzt sah Friedel zu Ulrich Frick auf.

Dieser legte den Kopf auf die Tischplatte und blinzelte ihn schlau an:

„Vortrefflich, Herr Graf. Ganz vortrefflich. Macht Ihrem Freunde alle Ehre, und Ihnen auch, der es verstanden hat. Übrigens ganz meine Meinung, Wort für Wort meine Meinung.“

Er setzte sich wieder ordentlich hin und zappelte an allen Gliedern vor Vergnügen.

„Aber eine Kleinigkeit, Euer Gnaden. Ich gestatte mir nur, ganz ergebenst an Dero hochgeborene Worte anzuknüpfen. Ist Ihre Produktion — die ich nicht kenne, über deren Wert ich auch nicht die leiseste Vermutung zu stellen wage — ist Ihre Produktion noch Kunst in Ihrem eigenen Sinne? He? Hat sie als Grundlage ein so geordnetes Weltbild, oder eine so starke Anschauung, daß sie die Ausübung einer metaphysischen Pflicht darstellt? Wie, verehrter Freund? Ist besagtes Weltbild nicht ein bißchen wacklig, wenn es sich nur dadurch rein erhalten läßt, daß Sie mit Scheuklappen durch das Leben gehen? Ich unterstelle ohne weiteres als wahr, daß die arme, irrende Menschheit Sie nur zu dem Zwecke geboren hat, um Sie in dem grauenvollen Chaos — ein entzückender Ausdruck! Prosit Herr Lyriker! — zu orientieren? Wie? Könnten Sie nicht genannter Menschheit den Vorwurf machen, Sie unvollkommen geboren zu haben? Als halben Künstler? Und weshalb? Bleiben wir im großzügigen Bilde von Menschheit, Chaos und metaphysischer Pflicht.

Wäre es nicht naheliegend, zu denken, daß man Ihre gütige Orientierung nicht mehr völlig braucht, daß die Menschheit schamlos und undankbar genug ist, um anzufangen, sich mit — neben — Ihnen, vielleicht sogar gegen Sie — auf anderem Wege zu orientieren?"

„Sie halten mich für einen Dilettanten?" Friedel sagte es ruhig, doch hatte er die Lippen ein wenig zusammengepreßt.

Ulrich Frick hob beschwörend die Arme; dabei glitten seine Ärmel zurück und zeigten die betrübend schmutzigen Manschetten:

„Behüte, behüte! Wie sollte ich? Ich kenne ja nichts von Ihnen. Wenn ich von Ihnen sprach, geschah es nur des warmen Tones wegen. Konstatierte das ja schon vorhin. — Ich nahm Sie nur als Typus des modernen Künstlers überhaupt. Die persönliche Spitze meiner Worte bricht also ab? Knacks! Nicht? Schön. Verbindlichsten Dank. — Aber wäre es nicht wert, darüber nachzudenken, ob nicht die gemeine Menschheit anfängt, sich von den Künstlern zu emanzipieren und still und leise sich privatim zu orientieren sucht? Im grauenvollen Chaos selbstverständlich. Und wenn dieses Ob bejaht ist, wäre nicht das Warum und das Wie untersuchungswert? Könnte man nicht, von sozialem Pathos ergriffen, im Namen der Menschheit stolz sagen: bis jetzt habt ihr mich orientiert, jetzt ent-

ziehe ich, Menschheit, euch euer Pilotenmandat. Ich mache es selbst! Demokratisch gesprochen, wie? Die Menschheit ist human genug, es langsam zu tun, euch nicht plötzlich auf das Trockene zu setzen. Oder sie ist ihrer Sache noch nicht ganz sicher und geht deshalb schrittweise vor. Aber Entthronung der Kunst, Orientierungsversuche auf anderer Seite ist die Losung unserer Zeit. Kunst als Luxus, als Vergnügen, als Spielerei, nicht mehr als soziale Notwendigkeit. Nicht wahr, Herr Künstler? Scheuklappen vor! Sonst wird es zu spät! Das grauenvolle Chaos von einer anderen Seite gesehen, wie? Grauenvoll für einen Lyriker wenigstens, he?"

„Nein," sagte Friedel einfach.

„Freut mich, freut mich. Dann kann ich also ruhig fortfahren. Kann man nicht das Gesagte unter Verzicht auf einige Perspektiven dahin zusammenfassen, daß es der Menschheit schon bis zu einem gewissen Grade möglich ist, ohne Anleitung durch Kunst und Religion in das grauenvolle Chaos zu blicken, und daß genannte Orientierungsmittel — schließlich immerhin nur Surrogate, keine Materie — im selben Grade zurückgedrängt, das heißt überflüssig gemacht werden? Wäre schließlich nicht ein Zeitpunkt denkbar, wo sich die Menschheit völlig im Chaos orientiert hat, also auch ohne Grauen in dasselbe hinabsehen kann, ruhig, ohne wahnsinnig zu werden? Daß sie sogar — höchste

der erreichbaren Höhen — eine Zeitung lesen kann, unbefangen lesen kann, und doch nicht den Verstand verliert, wie? Was wäre dieser Zeitpunkt?"

„Natürlich die Erfüllung, also das Ende. Wenn die Menschheit sich wirklich orientiert hat, ist ihr Zweck ja erreicht."

Ulrich Frick schlug mit der Faust auf den Tisch.

„Bravo. Wie hätten wir uns dieses Ende aber vorzustellen? Können wir nicht an eine, übrigens gelegentlich wiederholte Zweckerfüllung denken, wo einem die ganze Welt zum Ekel wird, man selbst in höchstem Grade eingeschlossen? Wäre das nicht ein passendes Beispiel? Ein außerordentlich anschauliches Beispiel? Wo man das Weib, das gerade dösig und zufrieden lächelnd einzuschlafen beginnt, vor lauter Zweckerfüllungsekel umbringen könnte. Wie? Und weshalb? Weil man das restlos besorgt hat, wozu man, wenigstens in diesem gesegneten Augenblick, da war. Was würde man vor lauter Ekel nicht alles tun, wenn nicht die Schenkel so verdammt müde wären, daß man schließlich doch einschläft!"

Jetzt stand Friedel auf. Er war ein wenig bleich geworden. Er zog seinen Mantel an.

„Es ist schon sehr spät", sagte er entschuldigend auf seine Uhr blickend. „Ich muß nach Hause. Vielleicht gestatten Sie, daß wir das Gespräch ein anderes Mal fortsetzen?"

Ulrich Frick verbeugte sich tief und umfaßte mit seinen beiden, feuchten Händen die schmale Rechte des jungen Grafen.

„War mir eine Ehre. Mehr als das, ein Vergnügen. Darf ich Ihnen auf den langen Weg von hier bis zur Wilhelmstraße etwas Unterhaltung mitgeben? Wie? Zum Beispiel, was wohl der Menschheit ermöglicht, sich selbst zu orientieren. War mir eine Ehre, Herr Graf!"

Aber als Friedel in der Droschke saß, dachte er nicht über Ulrich Fricks Frage nach. Andere Bilder tauchten auf. Vergeblich bemühte er sich, sie zurückzudrängen. Und auf einmal schluchzte er auf.

Da hielt der Wagen vor dem Palais in der Wilhelmstraße. Friedel nahm sich zusammen, bezahlte den Kutscher und trat schnell in das Haus.

II.

Herbert von Lauengall, der geschmeidige, elegante Regierungsassessor aus dem Auswärtigen Amte, ließ seinen Freund Wolfgang Köhler zuerst aus dem Automobil steigen, als sie vor dem Café des Westens hielten. Beide Herren trugen Zylinder und dunkelgraue Überzieher.

Vor dem Eingang des Cafés blieb Wolfgang Köhler unschlüssig stehen.

„Sollen wir wirklich in das Literatenlokal gehen?" fragte er.

Herbert von Lauengall nahm seinen Arm:

„Ach was, komm nur. Literaten haben zwar Bildung und Läuse, dafür kann man aber wenigstens seine Zeitung in Ruhe lesen, ohne jede Sekunde einen anderen Menschen begrüßen zu müssen."

Ihr Eintritt erweckte nicht gerade Aufsehen, doch schauten ihnen einige Gäste neugierig nach, als sie sich in einer Ecke auf einem Sofa niederließen und ihren Kaffee bestellten. Besonders ein kleiner, rothaariger Bursche, der mit einem jungen,

wesentlich sympathischeren Herrn zusammensaß, fixierte sie so unverschämt, daß Herbert von Lauengall schon seinem Freunde vorschlagen wollte, einen anderen Tisch zu wählen. Doch wandte sich der Rothaarige in diesem Augenblicke wieder seinem Gegenüber zu und wurde von diesem vollkommen in Anspruch genommen.

Ein Kellner verteilte eine Abendzeitung; nachlässig griff der Regierungsassessor nach einem Blatte, während sein Freund in einer illustrierten Zeitung blätterte.

„Du Wolf, England erhebt einen Ausfuhrzoll auf Kohle. Da hast du ja eine glänzende Chance als Journalist. Interviewe doch deinen Vater über die Bedeutung dieses Schrittes für das deutsche Reich."

„Laß mich mit meiner Journalistik in Frieden," antwortete Wolfgang Köhler. „Die Sache ist nämlich wichtig. Man hat schon lange gemunkelt, daß so etwas bevorstände."

Herbert von Lauengall reichte ihm die Zeitung:

„Da steht es. Wenn du dir übrigens die Hoffnung machst, daß der Wegfall der englischen Konkurrenz deinen Vater zum siebenfachen Milliardär machen wird, werden diese Träume durch das Telegramm, auf der nächsten Seite, restlos vernichtet; Geheimrat Kräutchen ist es nämlich geglückt, Sonnenlicht direkt in technisch brauchbare Wärme um-

zuformen. Ihr könnt euch also mit und in euren Kohlen begraben lassen."

Wolfgang Köhler hatte inzwischen den Kurszettel durchgesehen.

„Rede keinen Unsinn. Die Sache ist ungeheuer wichtig. Sie bestätigt die Vermutung, daß die englischen Kohlenlager in absehbarer Zeit erschöpft sein werden, und daß die englische Regierung deshalb den Rest der eigenen Industrie reservieren will —"

„Oder der eigenen Flotte. Wir aus dem Metier kennen doch den Rummel. Die Flotte ist zwar des Handels wegen da. Aber im Ernstfalle ruiniert man den Handel der Flotte wegen."

„Entschuldige mich einen Augenblick," sagte Wolfgang Köhler aufstehend. „Ich will nur schnell meinen Vater anrufen."

Während er zum Telephon ging, wurde er von einem eben eintretenden hohen, blonden Herrn sehr höflich begrüßt. Es schien dem Regierungsassessor, daß sein Freund den Gruß auffällig familiär erwiderte. Deshalb fragte er ihn, als er wieder an den Tisch zurückgekehrt war:

„Wer war der Mann? Übrigens hat er sich da drüben bei einem Weibe niedergelassen. Donnerwetter, sieht die gut aus. Die reine Walküre."

„Mein Vater hat ihn gerade als skandinavischen Korrespondenten engagiert. Er ist Däne."

„Können denn nicht alle skandinavischen Geschäftsleute Deutsch?“ fragte Herbert von Lauengall.

„Ich glaube es eigentlich auch. Mein Vater hat jedenfalls ganz besondere Pläne da oben, wo die normalen Verbindungen nicht ausreichen.“

„Aber die Dame?“

„Keine Ahnung.“

„Schade.“

„Ich bitte dich, laß den armen Kerl ungestört. Er ist sicher ein richtiges Unglückshuhn“, sagte Wolfgang Köhler.

„Na ja,“ der Regierungsassessor reckte sich und strich sich das weiche, wellige, kastanienbraune Haar aus der Stirn. „Wir sind ja schließlich nicht darauf angewiesen.“ Du, fuhr er plötzlich auf, „sitzt dort nicht der Friedel? Was hat er da für ein rotes Stachelschwein erwischt? Der Mann hat wirklich das Talent, sich überall mit den unmöglichsten Menschen anzubiedern. Der traurigen Zeitläufte wegen sei es ihm diesmal noch verziehen.“

„Was ist denn so Trauriges passiert?“ fragte Wolfgang Köhler und blätterte wieder im Kurszettel.

„Unglückliche Liebe natürlich.“

„Hat er denn dir von seiner unglücklichen Liebe erzählt?“ fragte Wolfgang Köhler ernst. Er legte die Zeitung endgültig fort und sah seinen Freund an.

„Natürlich hat er mir nichts erzählt. Du kennst doch den Friedel. Aber wenn man jeden Abend schon um neun zu Hause ist, ernst und überlegen antwortet, wenn man etwas ganz Nebensächliches gefragt wird und sich dann noch für die Schlechtigkeit der Welt, respektive für deren Reparatur interessiert — du wirst schon sehen, nach vierzehn Tagen ist er entweder ein Philosoph mit schmutzigen Fingernägeln, oder er macht ein Gedicht aus der Geschichte. Andere Auswege gibt es für ihn nicht."

„Für dich gäbe es sie aber", sagte Wolfgang Köhler lächelnd.

„Nicht nur im Konjunktiv. Sogar im Perfektum. In solchen Situationen nimmt man sich einfach eine andere. In diesem Falle ist das Individuum wirklich egal, der Typus ist alles. Das Individuum ist ja überhaupt nur eine Fiktion."

„Hast du eine neue Eintragung in deine berühmte Fiktionsliste gemacht?"

„Aber eine ganz bedeutende sogar. Ich habe die Quelle des Unsterblichkeitsglaubens aller Religionen in der Fiktion vom Individuum gefunden. Die letzten drei Wochen bin ich schon stolz auf meine Entdeckung. Das muß ich dir mal gelegentlich auseinandersetzen."

„Da bin ich ungeheuer gespannt." Wolfgang Köhler sah zu Friedel hinüber.

„Sollen wir hinübergehen?" schlug Herbert von Lauengall vor. „Der Kerl gefällt mir nicht. Er macht mir ernsthaft einen peinlichen Eindruck. Wenn nur nicht der gute Friedel da in unsaubere Hände gefallen ist."

„Schön."

Sie bezahlten und gingen hinüber. Friedel, der ihnen den Rücken zukehrte, bemerkte ihr Kommen erst, als Ulrich Frick aufstand. Dann sprang er schnell auf und stellte vor. Die beiden Herren nahmen Platz.

Friedel wandte sich sofort Wolfgang Köhler zu: „Denken Sie sich, Herr Frick hat Gedanken, die sich ganz mit den unseren decken."

„Hm!" Wolfgang Köhler sah Ulrich Frick forschend an. Friedel glaubte, aus dem Blick herauslesen zu können, daß sein Interesse mehr dem Menschen als dessen Gedanken galt, und fuhr deshalb fort: „Herr Frick meint, daß alle früheren Kulturen wohl in der Richtung des Zieles gingen, dieses aber immer verfehlt haben und deshalb nie das Ende erreichten, sondern nur einen Beitrag zur endgültigen Lösung gaben. Dieses Ende sei die vollständige und restlose Ausnützung der Natur durch die menschliche Kultur."

„Kultur ist überhaupt nur eine Fiktion, vielmehr ein Komplex von Fiktionen", sagte der Regierungsassessor.

Der Rothaarige zog den Kopf in die Schultern: „Gestatten Herr Graf? Wie? Kultur als Lügengespinst, wie? Sind doch alle Schurken? Tierische Triebe unverändert. Gewiß. Ist das nicht aber etwas ungeheuer Reales, daß keiner von uns mehr imstande ist, sich selbst zu ernähren? Arbeitsteilung. Die Menschheit als ein Ganzes. He? Keine Individuen mehr." Er legte den Kopf auf die Tischplatte und blinzelte Herbert von Lauengall listig an.

„Es ist allerdings unleugbar, daß ich nicht imstande wäre, mir meine Schuhe selbst zu machen. Darin sehe ich aber nur die reale Folge einer Fiktion. Und über solche stolpern wir immerfort. Ich meine, daß sich der allgemeine Wohlstand hebt und sich immer gehoben hat, ist eine Tatsache, die kein vernünftiger Mensch mehr anzweifelt. Im selben Maße haben sich natürlich auch die Ursachen für Unglück vermindert. Sind wir deshalb aber glücklicher als unsere Vorfahren vor dreitausend Jahren? Nein. Und weshalb nicht? Weil wir nämlich jetzt auf eine Bagatelle ebenso reagieren, wie unsere Vorfahren auf eine Katastrophe. Das Unlustgefühl, das mein Vorfahre hatte, wenn er einen Tag lang nichts gegessen hatte, ist bei mir ebenso stark, wenn ich nicht die Zigaretten habe, die ich gerade rauchen will. Die Anlässe für Glück und Unglück sind durch die

fortschreitende Kultur geringfügiger geworden, die Reaktion unserer Psyche ist ebenso stark geblieben. Deshalb können wir die wirklich großen Katastrophen, die ja noch immer hier und da eintreten, überhaupt nicht mehr ertragen und werden der Kürze halber wahnsinnig. Deshalb bezeichne ich die Kultur als eine Fiktion."

„Meine Hochachtung, Herr Graf! Die Denkfähigkeit scheint ihrer Familie eigentümlich zu sein. Hatte bereits die Ehre, sie bei ihrem Herrn Bruder bewundern zu dürfen. Darf ich mir die Frage erlauben, welche Konsequenzen Herr Graf aus des Herrn Grafen Anschauung zu ziehen beliebte?"

„Aber mit Vergnügen. Ich pflege nicht meine Schätze vor Sammlern zu verschließen. Also: Man gebe sich keinen Naturschwärmereien hin, sondern gebrauche mit Wohlbedacht die realen Folgen der Fiktion Kultur, um die unverminderte, naive Reaktionsfähigkeit der Sinne zum Zwecke des Genusses auszunutzen. Kurz und gut: man lebe, und dies um so intensiver — was geht mich die objektive Größe der erfreulichen Dinge an —, als wir ja dank unserer Kultur tausend süße Kleinigkeiten kennen, deren jede so wenig Zeit und Anstrengung in Anspruch nimmt, daß wir in einer Stunde ebensoviel Schönes erlebt, wie der vorhin erwähnte hungerige Vorfahr in einem Jahre. —

Schließlich werden wir noch so weit kommen, an mikroskopischen Dingen Entzücken zu finden."

Ulrich Frick drehte sich auf seinem Stuhl herum. Er fühlte, daß er hier einen ebenbürtigen Gegner vor sich habe:

„Und eine weitere Folge wäre, daß uns ein behagliches Schwimmen in einem wohligen Strom sinnlos vollkommen genügt. Die absolute, wunschlose Idiotie. Aber noch etwas anders. Herr Graf geruhten, die mit der steigenden Genügsamkeit der Sinne parallel laufende Entwicklung des Gedankens zu übersehen. Kein Zufall; eine Notwendigkeit, eine Identität! Schleicht sich nicht gerade in dem Augenblicke des allerschönsten Genießens so ein verdammter Gedanke hinein? Ein Gedanke an gestern, an morgen, an die andern? Oder nur der Gedanke an das Genießen selbst? Die Selbstanalyse, wie? Ist der Gedanke nicht das heimtückischste Gift der Welt? An ihm hat sich die Kultur ihren eigenen Totengräber großgezogen — oder der Gedanke hat die Kultur gezeitigt, um sie wieder zu vernichten. Je nachdem man das Ei oder die Henne als primär ansieht. Ist es nicht klar, daß der Gedanke Schritt für Schritt die Naivität im Menschen ertötet, die Genußfähigkeit? Einmal muß sie ganz weg sein — fortgeblasen, hihi! der klare Gedanke bleibt übrig, die Sinne verlangen nichts mehr als wohlige

Wärme. Und dann ist die Menschheit fertig."
Ulrich Frick setzte sich anständig hin und sah den Regierungsassessor erwartungsvoll an.

„Ja, schauen Sie mal, verehrter Herr — Herr — Pardon, wie war Ihr werter Name?"

„Frick, Ulrich Frick", antwortete der Rothaarige.

„Ja, verehrter Herr Frick. Das ist nun eine Frage der Selbstzucht. Natürlich, wenn man sich einfach gehen läßt und ins Blaue hinausdenkt, kommt man zu nichts. Da muß man Disziplin genug haben und sich sagen: bis hierher mache ich den Zug der Zeit mit, aber weiter nicht. Zum Beispiel denke ich von neun bis drei sachlich, esse dann gut zu Mittag, ohne mich im geringsten durch Analysen im Genusse meiner Mahlzeit stören zu lassen, bedenke dann von fünf bis sieben meine persönlichen Angelegenheiten, und habe dann eine wunderschöne Nacht vor mir, in der mich — Sie können sich darauf verlassen — auch nicht die Spur eines Gedankens stört. Man mache eine reinliche Scheidung zwischen Kultur und naivem Genusse. Ich kann Ihnen nur aufs dringendste empfehlen, dasselbe zu tun. Der Erfolg ist verblüffend."

„Glauben Sie, daß alle Menschen so denken könnten?"

„Ja, wenn alle Menschen ein einziges Mal denselben vernünftigen Gedanken haben würden!

Dann wäre der Welt überhaupt geholfen. Aber sie lassen sich lieber von einem Strom treiben, dessen Ziel sie nicht kennen, statt einmal zu sagen: ‚wir wollen dem Strome die Richtung geben'."

„Sie geben also die Existenz dieses Stromes zu?"

„Aber selbstverständlich, ich bin doch kein Narr! Ich lasse mich aber nur so lange treiben, wie es mir paßt, und krabble dann aufs Ufer."

„Glauben Sie nicht, daß besagter Strom auf einmal Ihr Ufer umreißt? Dann gibt es keine andere Wahl mehr als mitschwimmen oder untergehen."

„Würde in diesem kritischen Falle wohl das Untergehen vorziehen. — Aber, wie gesagt, ich verstehe mich zu beherrschen. Ich denke nicht weiter, als es mir paßt. Und hierüber nachzudenken, paßt mir leider nicht."

„Darf ich einen Zentimeter weiter denken, Herr Graf?"

„Aber ich bitte Sie!"

„Sie sind schon an einem Ende angekommen, wo es kein Vorwärts und kein Zurück mehr gibt. Was sagte ich doch über das Gift des Gedankens? Sie sind schon vergiftet — auf eine besondere, originelle Weise allerdings."

Herbert von Lauengall lachte:

„Ich habe immer geschätzt, allein zu stehen.

Danke für Ihr Kompliment. — Leider müssen wir jetzt gehen. Nicht wahr, Wolf?"

Wolfgang Köhler warf ihm einen kurzen, verstehenden Blick zu und sah dann auf die Uhr:

„Leider ja." Dann wandte er sich Friedel zu: „Ein andermal! Heute geht es leider nicht."

Bei der Tür des Cafés blieb der Regierungsassessor Lauengall stehen und knöpfte seine Handschuhe zu:

„Es ist doch zu sonderbar, daß Wahrheitssucher und Wahrheitsfinder immer schmutzige Fingernägel haben. Dabei ist die Wahrheit eine Realität, die schmutzigen Fingernägel sind aber auch eine Realität. Da muß aber irgend eine Fiktion dahinterstecken."

Inzwischen hatte es etwas geschneit. Der frische Schnee glitzerte im Laternenlicht und knirschte unter den Stiefeln. Der Himmel zeigte den rötlichschwülen Schein der Viermillionenstadt.

„Hast du Lust, ein wenig in den Tiergarten zu gehen? Oder hast du irgend etwas vor?" fragte der Attaché.

„Nicht das geringste. Komm!"

Als sie an die Ecke der Joachimsthaler Straße kamen, an deren Parvenüfassaden im grellen Lichte der Bogenlampen die Flut von Lastwagen und Automobilen, Elektrischen und Droschken in Wirbeln vorbeiwogte, und wo auf den Trottoirs die

Fußgänger in Gedanken an ihre Geschäfte aufeinander prallten, und drüben ernst und sinnlos die Kaiser Wilhelms-Gedächtniskirche in die Höhe ragte, wo die Schaufenster laut von Unternehmungslust und Unternehmungsgeist riefen — das ganze ungeheure, einzige Berlin —, blieb Herbert von Lauengall stehen und sagte:

„Es ist doch einfach unglaublich, wie eilig es die Leute haben! Wenn sich jetzt alle Menschen der Welt darüber einigten, nur die Hälfte von dem zu arbeiten, was sie jetzt tun, wieviel Zeit zum Glück könnte dem einzelnen da bleiben! Aber natürlich wird es ebensowenig geschehen, wie eine Verständigung Deutschlands und Englands über die Rüstungen. Die Sache ist immer wieder dieselbe: keiner traut so ganz dem andern, verläßt sich lieber auf seine eigene Kraft, hastet und rast sinnlos weiter, und statt dadurch frei zu werden, unterwirft er sich nur dem Strome, der alles mitreißt, wie der rothaarige Philosoph so tiefsinnig bemerkte."

Wolfgang Köhler antwortete nicht gleich; erst als sie den Tunnel beim Bahnhof durchschritten hatten und auf einem der gekrümmten Wege im Tiergarten eingebogen waren, sagte er:

„Hast du Lujo Brentanos Artikel in der Neuen Freien Presse gelesen?"

„Natürlich. Ich hatte sogar die Ehre, meinem erlauchten Herrn Vater einen wohlgegliederten Vor-

trag über ihn zu halten. — Sag' mal, hast du einen Revolver bei dir?"

Wolfgang Köhler schlug auf die Manteltasche:

„Ich habe Friedels kleinen Browning in der Tasche. — Hast du Angst?"

„Angst? Nein. Aber es ist hier abends zuweilen nicht ganz geheuer."

Sie gingen weiter. Der Lärm verklang. Aber zwischen den Stämmen leuchteten immer die Bogenlampen durch. Sie schienen in langen Reihen frei in der Luft zu schweben:

Plötzlich blieb Wolfgang Köhler stehen:

„Was denkst du über Brentanos Behauptung, daß ein Krieg zwischen England und Deutschland den Schwerpunkt der Weltpolitik von Europa nach Amerika verlegen würde?"

„Was ich darüber denke? Erstens, daß er recht hat; zweitens, daß es auch ohne den Krieg kommen wird; drittens, daß es schon längst eingetreten ist, was dir klar werden wird, wenn du einen beliebigen Börsenbericht in die Hand nimmst, der die reale Bedeutung der Länder nämlich nicht so blödsinnig verzerrt wiedergibt, wie es die politischen Leitartikel tun. Da findest du zuerst die amerikanische Baumwolle, den brasilianischen Kaffee, das argentinische Getreide. Ganz, ganz zum Schlusse kommt das geehrte Europa. — Ja und viertens, daß es ganz in der Ordnung ist."

„Willst du damit sagen, daß Westeuropa lange genug die Vorherrschaft gehabt hat und daß jetzt auch andere Völker an die Reihe kommen sollen, London und Berlin Babylons Schicksal teilen könnten?"

„Nein, das will ich durchaus nicht sagen. Ich mache nämlich weder in Ästhetik, noch in Moral."

„Also?"

„Schau dir doch mal die Geschichte unserer Kultur an, soweit sie sich einigermaßen kontrollieren läßt: Griechenland, Rom mit Begleiterscheinungen und so fort bis zu dem glänzenden Witz der Welthistorie, daß nämlich der Papst die Erde zwischen Spanien und Portugal teilte. — Dann Westeuropa. — Immer ein Aufstieg, dann Stillstand und Verfall. Das Gewonnene wird vom nächsten Volke aufgegriffen und weitergeführt. Aber sieh dir doch nun einmal die Sache etwas genauer an und vergiß, was du in der Schule für Banalitäten über diese Verfallsursachen gehört hast."

„Jetzt kommen die Fiktionen", sagte Wolfgang Köhler lächelnd.

„Ja. Jetzt kommen sie. — Die Entwicklung hat ein ganz bestimmtes und sehr einfaches Ziel: die restlose Ausbeutung der Natur durch die Menschheit, die sich zu diesem Zwecke in die Arbeit teilt, sich mechanisiert. Gewußt habe ich es

immer, diese klare Formel verdanke ich aber diesem Frick, der vorhin im Café sie ähnlich anwandte. Na ja. Die logische Erkenntnis dieses Zieles würde aber auch hier in einer verfrühten Scheinlösung, einer Erfüllung im Geiste, nicht der Materie, sagen wir in einer Art Trugschluß, eintreten. Der ganze ungeheuere Apparat verlangt aber die materielle Erfüllung, denn der Geist ist nur eine Hilfskraft, darf nicht endgültig über die Materie triumphieren. Resultat: die einfachen Entwicklungsnotwendigkeiten umhüllen sich mit Fiktionsschleiern, und diese werden dichter und dichter, und verstecken das Ziel vollständig und werden zum Selbstzwecke. Folge: Zerbröckelung der Grundlage und Zerfall. Weitere Folge: ein frischeres Volk nimmt das Gewonnene auf, benutzt weitere, großmaschigere Fiktionen, denen es aber schließlich doch wieder erliegt. — — Und dann noch eine Kleinigkeit: es sind numerisch immer stärkere Völker, die die Vorherrschaft innehaben. Und damit dringt die fiktionslösende Säure der Technik immer weiter. Zurzeit kann man sagen, daß alle überhaupt entwicklungsfähigen Völker — die Erde hat keine Menschheitsreserven mehr, sie sind aufgesogen — im großen ganzen gleich gut organisiert sind. Da ist es nicht nur natürlich, sondern auch gerecht und billig, daß von allen den gleich gut organisierten Völkern die

numerisch stärksten auch die Vorherrschaft haben, sofern die betreffenden Länder so reiche Reserven in ihren Naturschätzen haben, um sich dauernd von fremdem Einfluß freizuhalten. Damit wird endlich der Zustand erreicht sein, auf den die ganze Entwicklung zugegangen ist, nämlich ein politischer Ruhezustand, da jedes Volk, wenn du willst, jede Kulturgemeinschaft — die politischen Grenzen sind nur fiktiv — auch äußerlich die Stellung hat, die es seiner ökonomischen Kraft und seiner Volksmenge nach verdient. Dann erst werden wir den ewigen Frieden haben, und die politische Geschichte der Zukunft wird nur noch bagatellmäßige Schwankungen aufzuweisen haben."

„Du glaubst nicht an große Überraschungen?"

„Nein. Japan war die letzte. Und das war ein Bluff. China, Südamerika und Südafrika werden niemand überraschen. Du sahst die wahnsinnige Eile der Menschen; nun gut, die Völker haben es genau so eilig. Alles arbeitet instinktiv auf die Lösung der Spannungen hin, die zwischen den Realitäten der Volkskräfte und Volksstärken und den Fiktionen von politischen Machtstellungen bestehen. Wir sind dem Ausgleich näher, als die meisten glauben. Bald haben wir den ewigen Stumpfsinn — pardon Weltfrieden. Sonderbar ist — das heißt, es ist gar nicht sonderbar, wenn man an die Entwicklung der Maschinen denkt —

verbessern wir den Ausdruck in bemerkenswert —, daß die Menschheit angefangen hat, sich in den letzten Jahrzehnten so unglaublich uniform zu entwickeln. Es macht den Eindruck, als ob nach jahrtausendelangem Tasten auf einmal überall gleichzeitig die Wahrheit entdeckt sei. Schnurgerade geht es jetzt auf das Ziel zu. Wo sind denn noch eigenartige, bodenständige Kulturen? Doch nicht etwa in Asien. Ein ganz dünner Kulturfiktionsschleier hängt noch, aber der ist schon verdammt löchrig geworden. — Um auf Babylon zurückzukommen, das an seiner Kultur zugrunde ging: London und Berlin werden nicht durch andere Weltstädte abgelöst werden, denn sie haben keine Fiktion mehr. Bei der gleichförmigen Entwicklung gibt es auch nur einen gleichförmigen Untergang." Er schwieg einige Minuten, dann sagte er:

„Kultur ist zwar nur eine Fiktion, es ist aber doch schade, daß sie von einer so brutalen Realität abgelöst wird. In Kulturfiktionen konnte der Unglückliche immer noch einen Trost finden, die neue Weltordnung lacht ihn aus und sagt: Du bist schwach, das ist alles. Laß dich begraben."

Wolfgang Köhler antwortete nicht. Die beiden Freunde gingen eine halbe Stunde schweigend durch den dunklen Park, dem nur der Schnee ein schwaches Dämmerlicht gab. Zwischen den Stämmen

aber sahen sie die Bogenlampen der schnurgeraden Straße, die den Tiergarten durchschnitt.

„Stimmst du mir nicht zu?" fragte endlich der Regierungsassessor.

„Doch. Gewiß stimme ich dir zu", sagte Wolfgang Köhler aufblickend.

„Weshalb grübelst du denn so darüber nach?"

Wolfgang Köhlers Gesicht nahm einen gequälten Ausdruck an:

„Es ist nicht die Sache selbst; es ist mehr meine persönliche Stellungnahme dazu."

Herbert von Lauengall nahm seinen Arm:

„Verzeih, ich wollte natürlich keine diskreten Dinge hören. Laß uns über etwas anderes reden!"

„Nein, ich will gerade hierüber mit dir reden. Was ich so schwer verstehe, ist das, wie man so klar eine Entwicklung der Dinge vor sich sehen und doch einfach stehen bleiben kann. Wie du vorhin im Café deinen Standpunkt klarlegtest, fuhr mir der Gedanke durch den Kopf, daß es bei jedem anderen Pose wäre; bei dir ist es aber Wahrheit, so genau kenne ich dich. Ich bin eigentlich die verkörperte Zeitung, nehme von der Flut der Ereignisse das Wesentliche in mich auf, gruppiere es unter Überschriften und bleibe dabei doch nur ein bedrucktes Blatt Papier."

Herbert von Lauengall sah ihn von der Seite an; dann sagte er warm:

„Du wirst weiter kommen als ich! Ich habe mir selbst mein Ziel gesetzt. Daß ich es aber tun konnte, beweist nur das Bewußtsein über meine Grenzen. Darin liegt mein ganzer Charakter. Du siehst deine Grenzen nicht, weil du keine hast; ganz genau wie die Zeitung, die nicht weiß, worüber sie morgen zu berichten haben wird."

Als sie auf dem Potsdamer Platz voneinander Abschied nahmen, sagte der Regierungsassessor:

„Du, Wolf, wenn besonders wichtige Telegramme aus England da sind, bist du wohl so freundlich, mich anzurufen. Und wenn du mir sagen wolltest, was dein Vater über diese Kohlengeschichte denkt, natürlich keine Geschäftsgeheimnisse! Du verstehst schon! Ich werde wohl bis Mitternacht im Bureau sein."

Wolfgang Köhler nickte. Er schob die Hände in die Manteltaschen und ging auf seine Redaktion.

Da er so spät kam, war seine Arbeit schon von einem andern besorgt worden. Doch sah er sich die neuen Telegramme aufmerksam durch und machte sich verschiedene Notizen. Zuletzt nahm er sich die neuen Abendzeitungen und überflog sie.

Um neun Uhr wurde er von seinem Vater angerufen, der ihn bat, sofort nach Hause zu kommen, falls es ihm möglich sein sollte.

Wolfgang Köhler ging.

Er fand seine Eltern im Speisezimmer beim Tee

und sah zu seinem Erstaunen den dänischen Korrespondenten mit bei Tisch sitzen.

„Wir haben heute abend noch zusammen zu arbeiten, und so hat uns Herr Jürgensen das Vergnügen bereitet, uns auch bei Tisch Gesellschaft zu leisten", erklärte der Kommerzienrat.

Wolfgang Köhler küßte seiner Mutter die Hand; ihr freundliches Lächeln verschwand, als sie seinem zerstreuten Blick begegnete. Er nahm neben ihr Platz.

„Ist dir etwas Unangenehmes passiert, Wolfgang?" fragte sie, als er seine Serviette entfaltete, und dabei legte sich ihre zarte, blaugeäderte Hand auf seinen Arm.

Er sah ihr hurtig ins Gesicht. Dann blickte er mißmutig auf seinen Teller:

„Ach nein, Mutter! Im Gegenteil: ich habe heute eigentlich einen sehr interessanten Nachmittag verbracht. Nur ist mir meine Volontärstellung bald leid. Es ist doch nichts rechtes. Überall ein bißchen hineinzugucken, nichts Ganzes und Eigenes. Arbeit, für die man nicht selbst die Verantwortung trägt, ist sinnlos."

„Aber Wolfgang! Alle Redakteure müssen doch so anfangen. Und wenn du mit deinen Kenntnissen und deinen Verbindungen nicht weiterkämst, wer sollte es dann? Du mußt nur etwas Geduld haben. So schnell geht das nicht."

„Ach Mutter, ich glaube zum Volontär geboren zu sein; da werden mir weder Kenntnisse noch Protektion das allergeringste nützen."

Sie sah ihn schmerzlich-vorwurfsvoll an.

„Ich glaube, mir fehlt die Borniertheit, die die Grundlage jeder Initiative ist — womit ich nicht sagen will, daß ich ein Genie bin, ganz im Gegenteil. Zuweilen bringe ich irgend etwas in ein System, um irgendwo leidlich festen Grund unter den Füßen zu haben, wie zum Beispiel mit meiner berühmten Kunsttheorie, die mir jetzt schon alle meine Bekannten nachsprechen — aber im tiefsten Herzen glaube ich selbst nicht an diese Systeme, die ich mir nur künstlich aufbaue und die angeboren sein müssen, um Halt zu geben. So flattere ich hilflos im großen Raume weiter — als ewiger Volontär des Lebens."

Seine Mutter zog sich in sich zurück. Hier war etwas, was ihr fremd war und wogegen sich ihr Gefühl sträubte. Der Kommerzienrat war vollständig von seinen Gedanken in Anspruch genommen, und der Korrespondent verhielt sich seiner Stellung gemäß äußerst reserviert, so daß die Mahlzeit schweigend eingenommen wurde. Schon als die Früchte herumgereicht wurden, zündete sich der Kommerzienrat eine Zigarre an, stand mit einer Entschuldigung gegen seine Frau auf und begab sich in sein Kontor, das in der unteren

Etage lag. Einige Minuten später erhob sich seine Gattin; Wolfgang Köhler bot dem Dänen noch schnell eine Zigarette an, und dann gingen die beiden jungen Herren ebenfalls hinunter. Wie sie in das Kontor eintraten, sahen sie den Kommerzienrat an seinem Schreibtische stehen und einen ganzen Haufen Telegramme öffnen. Einen Teil davon reichte er Jürgensen:

„Die sind schwedisch oder norwegisch. Wollen Sie die Freundlichkeit haben, sie mir schnell zu übersetzen."

Jürgensen verbeugte sich und machte sich an die Arbeit, während Wolfgang Köhler seinem Vater in dessen Privatkontor folgte. Der Kommerzienrat schloß die Tür:

„Hast du etwas für mich, mein Junge?"

„Ja." Er schlug sein Notizbuch auf. „Natürlich Panik in London —"

„Das weiß ich."

„Dann ein Zirkular des schlesischen Kohlensyndikats, in dem der englische Ausfuhrzoll als eine ganz vorübergehende Maßregel dargestellt wird, die nur aus innerpolitischen Gründen einen Druck auf die Minenbesitzer ausüben soll, also eigentlich nur eine Drohung der Regierung —"

„Das ist doch heller Wahnsinn," lachte der Kommerzienrat hell auf, „das glaubt doch kein Kind. Hm —" Er wurde plötzlich ernst:

„Steht sonst noch etwas da?" fragte er.

„Nur, daß also die Mitglieder des Syndikats gewarnt werden, auf den bisherigen Märkten der englischen Kohlen im Auslande zu große Vorräte aufzuhäufen, da England den Ausfuhrzoll kaum lange aufrechterhalten kann, um seiner Produktion nicht zu sehr zu schaden."

Der Kommerzienrat strich sich den Vollbart.

„Glänzend. Im Auslande also? Aber nicht im Inlande! Und da sagt man noch, daß wir keine vorsorgliche Regierung haben! Wenn die Sache nur nicht so rasend plump gemacht wäre."

„Glaubst du denn, daß die deutsche Regierung dahintersteht, Vater?"

„Aber selbstverständlich, mein Junge! Das Zirkular kann nur einen Sinn haben, nämlich daß die Regierung befürchtet, daß es um die schlesischen Kohlen ebenso schlecht steht wie um unsere westfälischen, und daß sie sie deshalb dem Inlande erhalten will. Wenn das Syndikat von sich aus das Telegramm redigiert hätte, würde es lauten: ‚Stapelt an allen Orten der Welt Kohlen auf, denn wenn die Engländer mit ihrer Kohle fertig sind, seid ihr da!'"

„Dann verstehe ich nicht, wie das Syndikat ein Zirkular aussenden kann, das so gegen die eigenen Interessen geht!"

„Es kümmert sich doch kein Mensch darum,

und auf die Wünsche der Regierung muß das Syndikat eingehen, weil die Regierung die beste Kundin des Syndikates ist. Und außerdem wäre es gar nicht so dumm, jetzt mit der Kohle etwas zu sparen, dann können die Leute nachher, wenn die Kohlennot wirklich eingetreten ist, ganz andere Preise erzielen. Aber du kennst doch das Leitmotiv der Welt: Après nous le déluge! Aber dann könnte ihnen die Regierung mit einem Ausfuhrverbot einen Strich durch die Rechnung machen. Und darauf schonend vorzubereiten, ist wohl auch nur der Sinn des Zirkulars."

„Was wirst du aber machen, Vater? Verkaufen oder abwarten?"

„Allein kann ich leider nicht warten. Bis zu einem gewissen Grade muß ich mit dem Strome schwimmen. Ich habe aber für eine Reserve gesorgt."

„Und die ist?"

„Leider noch nicht spruchreif, mein Junge."

„Pardon, ich will natürlich keine Geschäftsgeheimnisse wissen."

„Die kann ich dir auch nicht mitteilen, dazu kenne ich deine Offenherzigkeit und deine privaten Beziehungen zur Regierung zu gut. Das soll durchaus kein Vorwurf sein; diese ewige Geheimniskrämerei ist mir selbst zuwider, und ich beneide alle Menschen, die das nicht nötig haben. Hast du sonst noch etwas?"

„Die russische Regierungsexpedition hat in der Mongolei wider Erwarten kein Kupfer gefunden. Sonst war nichts Besonderes.“ Wolfgang Köhler steckte sein Notizbuch in die Brusttasche.

„Ja, auf die Expedition hatte man große Hoffnungen gesetzt. Na, kann noch werden“, antwortete der Kommerzienrat.

Das Telephon klingelte; der Kommerzienrat ging zum Apparat.

„Hier Köhler. — Guten Tag, Herr von Lauengall. Nun wie geht's? — Ja, einen Augenblick!“ Und er reichte seinem Sohne den Hörer.

„Ob wir uns heute abend noch sehen können? Ich weiß nicht. Einen Augenblick. — Kann ich dir heute abend noch irgendwie helfen, Vater?“

Der Kommerzienrat schüttelte den Kopf:

„Verabrede dich nur ruhig mit Friedel. Ich muß dich leider sowieso bitten, bald zu gehen, da ich mit meinem Dänen noch eine ganze Reihe von Briefen zu erledigen habe.“

„Also Friedel, in einer Stunde kann ich irgendwo sein. — Nein, lieber in einem Café. Ich möchte noch die Abendzeitungen etwas genauer anschauen. — Bauer? Schön, ja. — Also auf Wiedersehen in einer Stunde.“

Er stand auf:

„Gute Nacht, Vater!“

„Gute Nacht, mein Junge. Und wenn dir eine

wichtige Neuigkeit in die Hände fällt, rufe mich nur ruhig an. Wenn es auch spät ist."

„Willst du wieder die halbe Nacht aufbleiben, Vater? Du ruinierst dich ja vollständig."

„Willst du mir darin Ratschläge geben, du Nachtvogel?"

„Ach, mit mir ist es etwas anderes. — Ich bin nun einmal anders organisiert —"

Der Kommerzienrat lachte und streckte seine gewaltigen Glieder:

„Was soll man machen? Wenn alle anderen arbeiten, muß man es auch tun. Ruhe gibt es nicht mehr. Die ganze Welt ist in einen fieberhaften Trubel geraten. Jeder einzelne spannt sich aufs alleräußerste an. Ich weiß nicht, wo das hingehen soll. Entweder bleiben nur die allerstärksten Naturen übrig und die schwächeren reiben sich selbst auf, oder es kommt zu einer Verständigung, zu einer Art von obligatorischem Achtstundentag auch für die, die mehr arbeiten könnten und wollten. Eine freiwillige Einschränkung, die aber im selben Augenblick aufhören wird, wo ein einziger Lehrling sie durchbricht. Aber leider läßt uns unsere Arbeit nicht einmal Zeit, über solche Dinge nachzudenken, die ‚anderen' stehen als Peitsche hinter uns. Gott sei Dank, daß wir noch unsere alte Bauernkraft haben. Wir gehören jedenfalls nicht zu den ersten, die unter-

gehen. — Ja, ja, also gute Nacht und vielen Dank."

Er setzte sich wieder an seinen Schreibtisch und Wolfgang Köhler verließ das Privatkontor. Er wünschte Jürgensen eine gute Nacht. Der Däne blickte von seiner Arbeit auf und erwiderte höflich den Gruß.

Dann ging Wolfgang Köhler in die Wohnung hinauf, um Hut und Mantel zu holen und vielleicht auch, um einige Worte mit seiner Mutter zu wechseln. Der Diener sagte ihm jedoch, daß sie sich schon hingelegt hätte. So ging er.

An dem nächsten Halteplatz nahm er sich ein Automobil, nicht weil er besondere Eile hatte — die Untergrundbahn hätte ihn schließlich auch noch rechtzeitig hingeführt —, sondern weil ihm diese Minute im abgeschlossenen, engen Raume, an dessen Fenster die bunten Bilder des Lebens kaleidoskopartig wechseln, von unaussprechlich großem und einsamem Reichtum zu sein dünkte. Und das Verlassen eines Automobiles war ihm noch immer ein großes, fast unbegreifliches Erlebnis, dieser plötzliche Schritt aus dem Dunkel in das strahlende Leben. — — —

Friedel hatte ihn eintreten sehen; er war von seinem Tisch aufgestanden und ging ihm einige Schritte entgegen.

Als sie saßen, sagte Wolfgang Köhler:

„Mir ist gerade im Auto ein wunderschönes Romanthema eingefallen. Eins von den vielen. Meine Sammlung von Romanentwürfen ist bald ebenso groß, wie die Fiktionssammlung Ihres Bruders.“

„Aber warum arbeiten Sie Ihre schönen Entwürfe denn nicht aus?“ fragte Friedel, und über sein bleiches Knabengesicht huschte ein flüchtiges Lächeln.

„Sie entpuppen sich schließlich immer als unausführbar.“

„Fehlt Ihnen denn der Mut zur neuen Form, den Sie mir immer einflößen wollen?“

Wolfgang Köhler sah dem Rauche seiner Zigarette nach:

„Nein. Der fehlt mir nicht. Aber meine Pläne erweisen sich beim genauen Hinsehen als unausführbar. — Sehen Sie, vorhin war mir folgendes Thema eingefallen: ein Roman, der so wirklich die Einsamkeit des einzelnen Menschen in der Großstadt wiedergibt, und zwar nicht die des Aristokraten, der aus Stilgefühl die Masse verachtet, sondern gerade die des Teiles der Masse, der gerade mitten im wahnsinnigen Strome der Zeit steht, der Millionen von seinesgleichen im selben Kampfe um sich hat. Und dazu Berlin als Wüste, nicht als sauberen und wohlgeordneten Organismus, als Wüste, in der man zuweilen eine win-

zige Oase findet, oder als unbekannten Urwald, in dem jeder auf Abenteuer ausgeht."

„Das Thema ist groß", sagte Friedel. Er stützte die Stirn in die Hand und sah leer in den Caféraum.

„Ich schenke es Ihnen, wenn Sie es brauchen können. Ich kann es nicht."

„Weshalb nicht? Sie müssen es versuchen, Herr Köhler!"

„Weil ich ihn nicht in Individualitäten widerspiegeln kann. Sobald ich mir einen einzelnen Menschen herausnähme, würde der Grundton mir im Ohre verklingen, und ich würde völlig in diesem einen Menschen aufgehen. Und ebenso in jedem anderen. Dann würde ich mich plötzlich auf das Thema besinnen, die Individuen fahren lassen und dieses behandeln. Wenn ich einen Punkt ins Auge fasse, gehe ich vollständig in ihm auf, und ich verliere alle Perspektiven aus dem Auge. Ein Künstler wie Thomas Mann kann in jedem einzelnen Menschen aufgehen, kann unerhört objektiv sein, und trotzdem fallen seine Bücher nicht in einzelne Zettel auseinander. Weil er alles durch ein Organ anschaut, und deshalb orientiert er, trotz aller Objektivität, in der jeder andere untergehen würde, durch die Einheitlichkeit seiner Sprache. Aber damit hat er auch die letzte Grenze erreicht, die die synthetische Kunst von der analytischen Wissenschaft trennt. Weiter geht es nicht. Ich bitte

Sie, Friedel: eine Kunst, die durch keine einheitliche Anschauung mehr orientiert, die nicht die Erlebnisse um ein Zentrum gruppiert, die eigentlich überhaupt nicht stilisiert. Nur die Einheit der Sprache hält sie zusammen. Seien wir aber ehrlich: ein einziger Mißton der Sprache, und seine Bücher wären unerträgliche, chaotische, wertlose, wissenschaftliche Photographiealben."

Er schwieg und sah vor sich hin. Dann sagte er:

„Aber mir fehlt gerade diese einheitliche Sprache. Ich sehe jeden Menschen durch sein eigenes Organ, und ebenso jeden Gedanken, jedes Bild. Ich bin keine verständnisvollere und tolerantere Persönlichkeit als Thomas Mann, ich bin ebenso verständnisvoll und ebenso tolerant, aber ohne eine persönliche Sprache, wie er, zu haben! Meine Bücher — ich habe ja keine geschrieben — würden ein ungeheures, analytisches Material darstellen, dem jegliche Synthese fehlt, wie dem Leben selbst! Die kann ich nicht geben, ich fühle in mir keinen Halt, von dem aus ich orientieren könnte. So lasse ich meine Bücher lieber ungeschrieben. Analyse gibt uns die Wissenschaft genug — da braucht die Kunst nicht mitzutun."

Friedel wandte ihm sein feines Gesicht zu:

„Und unter jedem Wort, das Sie sagen, klingt der Ton: Ich bin aber doch ein Künstler, nur habe ich meinen Weg noch nicht gefunden."

Wolfgang Köhler lachte leicht auf. Dann zündete er eine Zigarette an und sah gedankenvoll vor sich hin:

„Sie haben recht, Friedel, ich habe mich immer als Schriftsteller gefühlt, obwohl dieses Gefühl allen meinen Theorien widerspricht. Vielleicht haben Sie auch mit der Vermutung recht, daß ich mich später orientieren werde. Denn sehen Sie — ich spreche offen — selbst dann, wenn ich mich ganz in anderen verloren zu haben glaubte, war doch immer ein gewisser, konstanter Rest in mir da, obwohl ich diesen nie definieren konnte. Vielleicht werde ich auch einmal ein großes, gutes Buch schreiben, zu dem alle diese Dinge Vorstudien sind. Oder ich werde es wie Ulrik Brendel nicht schreiben, sondern nur gelegentlich meinen Freunden in einigen Worten das sagen, was — Oder mein Dichtertum äußert sich nur in einem einzigen, wunderschön formulierten Satze, wenn ich einmal auf meine Weise die Einheit im Chaos sehe. — Was ist Ihnen, Friedel?"

„Verzeihen Sie. Ich mußte nur daran denken, was Sie tun würden, wenn Sie, wie Ulrik Brendel, endlich Ihre Schatzkammer öffneten und sie leer fänden."

„Nein, Friedel. Das ist unmöglich. Ulrik Brendel baute sich fern vom Leben ein Weltbild, und als er dann mit dem Leben zusammenprallte, zerschlug

das Leben am Bild und ihn selbst. Mich aber hat das Leben geboren, nie bin ich ihm fremd gewesen. Zuweilen habe ich das Gefühl, als ob noch nie ein Mensch so rückhaltlos alle Töne in sich hat aufnehmen können wie ich. Entweder forme ich das Chaos zu einer ungeheuren Einheit, oder ich löse mich vollkommen darin auf. Je nachdem jener persönliche Kern in mir stärker wird oder schwächer. Ob ich es aber je als Schriftsteller werde formen können, weiß ich nicht. Vielleicht wird meine dichterische, urteilslose Freude an allem Seienden auf eine andere Weise kulminieren. Aber ich ahne nicht, wie das sein könnte."

Gäste kamen. Wohl aus den Theatern, denn die Herren waren in Frack oder Smoking, die Damen in ausgeschnittenen Roben. Die meisten ließen sich Tee und Butterbrot kommen, doch bestellten sich einige auch Wein. Man sprach gedämpft, und fast lautlos bewegten sich die Kellner hin und her. Aber aus den wenigen Cafébesuchern, die still und isoliert gesessen hatten, war eine bunte, wogende, einheitliche Masse geworden, die den Raum bis zu den letzten Winkeln ausfüllte. — —

„Vielleicht sind Sie wirklich nicht zum Schriftsteller geboren, Herr Köhler," sagte Friedel. „Vielleicht sind Sie zu einer anderen Kunst geboren, und suchen deshalb vergeblich nach der neuen, Ihnen eigenen Dichtform. Denn Sie sind ein

Künstler — verzeihen Sie, daß ich es sage —, wenn auch vielleicht auf einem falschen Wege."

„Nein, Friedel," sagte Wolfgang Köhler. „Ich bin auf keinem falschen Wege. Wenn ich überhaupt auf irgend einem Wege bin, so bin ich auf dem richtigen. Das fühle ich, das weiß ich."

Friedel stützte die bleiche Stirn in die Hand und sah Wolfgang Köhler an:

„Ich bitte Sie, sagen Sie mehr darüber."

„Worüber, Friedel?"

„Wieso Sie sich zum Dichter geboren fühlen, obwohl Sie in der Sprache kein Ihnen adäquates künstlerisches Material sehen."

„Ach, Sie meinen, weshalb ich mich nicht ebensogut als nichtmalenden Maler oder nichtspielenden Musiker bezeichne, wie als nichtschreibenden Schriftsteller?"

„Ja", sagte Friedel.

„Weil ich in der Sprache dieselbe Universalität fühle, wie in mir selbst. Dieselbe Vielfältigkeit der Möglichkeiten. Gewiß hat sie eine Grammatik, aber ebenso bin ja auch ich von den Leibesfunktionen abhängig. Was Architektur, Musik und Malerei geben, kann auch die Sprache ausdrücken, nicht aber umgekehrt. Ist Ihnen denn noch nie der Gedanke gekommen, daß von allen Künsten nur die Sprache eine lebensnotwendige ist? Wir können in Gemeinschaft leben, ohne zu

malen und ohne zu musizieren, nicht aber ohne zu sprechen. Und der simpelste Satz, den der Schwarzwaldbauer aus seinen armseligen fünfhundert Wörtern zusammenstammelt, ist ein stilistisches Kunstwerk, kann nach selben Gesichtspunkten analysiert werden, wie Stephan Georges schwertönendste Zeile! Was sind die anderen Künste gegen die Sprache! Verirrte Seitensprößlinge, die sich aus der Mannigfaltigkeit der sprachlichen Möglichkeiten irgend eine Seite auswählten und diese zu höherer Vollendung brachten — zu einer Vollendung aber, die durch bitteren Verzicht auf alle anderen Möglichkeiten erkauft ist. Ist es Ihnen nie aufgefallen, Friedel, wie borniert Musiker und Maler zu sein pflegen? Die können über nichts, nichts anderes als über ihr Fach reden, hierüber allerdings mit einer erstaunlichen Kenntnis und Klarheit. Wie steht nicht in Gegensatz dazu der Schriftsteller mitten in der Welt. Er ist der einzige universelle Künstler, ist die Seele des Lebens selbst, der ewig pulsierende Saft im Stamme, die anderen sind klein, Schößlinge, die man ins Treibhaus setzte, damit sie unter schützendem Glasdach, wohlbehütet vor Kälte und Regen schöne Blüten erzeugen."

Friedel stand plötzlich auf. Als Wolfgang Köhler ihn erstaunt ansah, wurde er rot im Gesicht und setzte sich wieder hin. Er spielte mit dem Kaffeelöffel und hielt die Lippen fest aufeinandergepreßt.

„Was ist Ihnen?“ fragte Wolfgang Köhler.

Friedel sah ihn an:

„Ist das nicht ganz genau unser Verhältnis? Sie der starke, vielfältige Baum, ich der Sprößling im Treibhause.“

Wolfgang Köhlers Gesicht wurde auf einmal müde und vergrämt. Er blickte vor sich hin:

„Sie brauchen sich nicht dadurch imponieren zu lassen, daß ich wieder eine prachtvolle Erklärung für meine Haltlosigkeit gefunden habe. Was ist die Sprache mit ihren Milliarden von Möglichkeiten! Nichts. Ihr Former, der Dichter, ist alles. Und ebensowenig bin ich. Ich bin ein Wörterbuch. Wenn Sie, Friedel, Sie der Dichter zuweilen beim Nachschlagen etwas für Sie Brauchbares darin gefunden haben, dann ist ja mein Zweck erfüllt, dann können Sie mich ruhig wieder auf das Regal stellen, und ich kann mich wieder stolz meines Reichtums freuen. Ich bin das Leben, das noch nicht von einem Künstler geformt ist.“

Friedel sah vor sich hin:

„Ulrich Frick sagte, daß das Leben anfinge, sich selbst zu formen. Sich selbst zu orientieren, ohne die Künstler. Daß die einseitige ideelle, fiktive Ordnung durch den Künstler, durch die vollendete, reale Ordnung aus sich selbst heraus ersetzt würde. Und wenn Sie sich dem Leben vergleichen, dann werden Sie sich aus sich heraus orientieren, un-

mittelbar, nicht mittelbar durch einen Sie einseitig betrachtenden Künstler."

Wolfgang Köhler schüttelte den Kopf:

„Bevor ich glaube, daß ich mich wirklich einmal orientieren werde, glaube ich daran, daß sich der Sinn meines Lebens und mein Dichtertum in jenem einen Satz offenbaren werden. Wollen wir nicht lieber darauf warten?"

Friedel lächelte:

„Dann bleibt mir wohl nichts anderes übrig, als auf den wunderschön formulierten Satz zu warten. — Aber wenn Sie unsere Geduld auf eine so harte Probe stellen, muß der Satz auch so ewig schön sein, daß man ruhig sterben kann, wenn man ihn gehört hat, denn er wird eine Welt von Gedanken überflüssig machen, er wird die Lösung des Rätsels und Sinnspruch der Zeit sein, wird das in drei Worten sagen, worüber wir vergeblich Bände schrieben und Leben lebten."

Wolfgang Köhler hatte Jürgensen hereinkommen sehen und nickte ihm freundlich zu. Der Däne wandte sich an einen Kellner; er fragte ihn wohl nach einem Platz und wurde an den Tisch neben Wolfgang Köhler und Friedel gewiesen. Er zögerte, sah sich noch einmal suchend um, nahm dann Platz und ließ sich sofort einige skandinavische Zeitungen bringen, in die er sich demonstrativ vertiefte.

Wolfgang Köhler wandte sich Friedel zu:

„Weshalb so resigniert?“ Ohne eine Antwort abzuwarten, fuhr er, hart gegen sich selbst, fort: „Verzeihen Sie, meine Frage war dumm, wohlwollend-albern. Nein, ich verstehe Sie, Friedel, und die Stimmung, aus der heraus Sie sprachen, ist mir wohlbekannt — wenn auch vielleicht mehr aus der Literatur, als aus eigener Beobachtung. Aber diese durch nichts gerechtfertigte Resignation der künstlerischen Naturen reizt mich instinktiv ebenso stark zur Opposition, wie mich zuweilen meine eigene unberechtigte Zufriedenheit an meiner zwecklosen Existenz intellektuell empört.“

Friedel lächelte schwach:

„Wie unsicher sind wir alle geworden, wenn wir im Laufe von Minuten so oft den Standpunkt verschieben. — Oder richtiger, zwischen Standpunkten und Standpunktlosigkeit hin und her schwanken. Diese seltsame Unsicherheit des modernen Menschen — ein Mangel an Abgewogenheit zwischen Individuum und Sozietät —, ein dauernder Gegensatz von Instinkt und Intellekt, von denen bald der eine, bald der andere die Oberhand behält. Aus unserem Allerpersönlichsten entspringt eine Gedankenreihe; in ihr glauben wir einen Halt zu finden — und sie führt uns zu uns wesensfremden Dingen. — Darf ich Sie mit Waffen schlagen, die ich Ihrer eigenen Rüstkammer entlehne, Herr Köhler? Wenn Sie sich dem aufnahmefähigen,

also entwicklungsfähigen Leben vergleichen, der ganzen Menschheit — ich nehme der Klarheit wegen an, daß wir beide die theoretischen Extreme sind und keinerlei voneinander haben —, ich aber der Künstler bin, der für Sie arbeitet, also Ihr Werkzeug bin, dann ist doch nicht darum herumzukommen, daß Sie den Zweck darstellen, ich das Mittel. Wenn ich irgend eine kleine Krume für Sie bearbeite und damit der Sinn meines Lebens erschöpft ist, haben Sie, der Herr, das gute Recht, wohlwollend lächelnd auf den kleinen Diener herabzusehen. Und wenn Sie ehrlich sind, müssen Sie zugestehen, daß zu allen Zeiten so die Stellung zwischen Allgemeinheit und Künstlern gewesen ist — trotz der Ästheten, die sich zu Unrecht über die Mißachtung eines genialen Künstlers aufregen. Aber jetzt sind die Künstler nicht mehr blind genug, nicht mehr einseitig und selbstzufrieden genug. Sie sind unsicher an sich selbst geworden. Irgend etwas hat ihnen den Grund unter den Füßen gelockert. Nicht nur ihnen, allen Menschen. — Vielleicht hat das gar nichts mit der Kunst zu tun."

Friedels Wangen wurden heißer und heißer, sein Atem ging immer schneller und abgebrochen stieß er die Worte hervor, und dabei saß er doch in Haltung und beherrschte sogar sein Gesicht — erschreckt und bewundernd sah Wolfgang Köhler den Knaben an, der sich so in der Gewalt

hatte, und bemühte sich, gleichfalls ruhig zu erscheinen. —

„Oder ist es vielleicht doch Künstlertum, mit einem Weltbild geboren zu sein, das man für wahr hält — bis plötzlich eine fremde Stimme — irgend eine — Bagatelle den Schleier zerreißt.“

Friedels Gesicht wurde starr; er sah Wolfgang Köhler fest in die Augen; seine Lippen preßten sich bis zur Blutleere zusammen; dann sagte er langsam und bestimmt:

„Und wenn die eigene Welt zusammengebrochen ist und man vor sich das Chaos sieht, in dem man sich nicht orientieren kann, dann kehrt man zu seiner alten Welt zurück, die einem aber nicht mehr Wahrheit ist, von der man weiß, daß sie Lüge ist; aber diese Lüge gibt einem doch noch sichereren Halt, als die chaotische Wahrheit. Man fängt an, bewußt in der Lüge zu leben. Aus dem Künstler wird der Scharlatan. Und wissen Sie, was dann kommt? Dann kommen die Bücher über den Konflikt zwischen dem eigenen Weltbild und der realen Welt, über den Konflikt mit den tausend kleinen, verlogenen, täglichen Kompromissen — über den Konflikt, den ein wirklich starker Künstler überhaupt nicht sehen würde, weil sich für ihn die reale und eigene Welt zu einem Bilde zusammenschlösse. Weshalb wird Thomas Mann von uns verehrt? Weil er die erlösende

Formel fand, die Verlogenheit an unserem Halbkünstlertume festnagelte; weil er klar und deutlich sagte: es gibt keine vollen Künstler mehr, denn niemand ist stark genug, ein wirkliches Weltbild zu haben. Was sich heute Künstler nennt, konstatiert nur die Inkongruenz eines eigenen Weltbildes, dessen Verlogenheit man sehr wohl einsieht, das man aber aus einer gewissen selbstgefälligen Koketterie nicht fahren lassen möchte, mit einer realen Welt. Für einen wirklichen Künstler würde das eigene Weltbild einfach identisch mit der realen Welt sein. Daß Thomas Mann die Halbheit und die Verlogenheit unseres Künstlertums zu konstatieren wagte, war eine Offenbarung an Aufrichtigkeit, eine Erlösung. Und eine zweite Erlösung verdanke ich jenem Frick: das, was wir die reale Welt nennen, was Thomas Mann das Leben nennt, wird in sich sicherer und sicherer, so daß es uns Künstler weniger und weniger braucht. Sie lehrten mich die Welt als geschlossenen Organismus zu sehen, gut. Da haben Sie den Schluß: die Zersetzung der Kunst und des Künstlers geht genau parallel mit der Selbstsicherheit, des Orientiertseins aus sich selbst heraus der Allgemeinheit." Plötzlich wurden Friedels Züge schlaff, leise sagte er: „Aber weshalb müssen wir so furchtbar darunter leiden! Weshalb dieser Hohn!" Seine Blicke irrten suchend umher: „Ich verstehe das nicht. Vor einer

Woche noch —" Und Friedels Augen füllten sich mit Tränen, die langsam die Wangen hinabrollten.

Wolfgang Köhler stand auf:

„Sie entschuldigen mich für einen Augenblick, nicht wahr? Dort sitzt ein Bekannter." Damit stand er schnell auf und ging zu Jürgensen hin, der sich überrascht erhob und den Sohn seines Chefs bat, Platz zu nehmen. Während Wolfgang Köhler sich setzte, warf er einen kurzen Blick zu Friedel hinüber. Der Knabe war aufgestanden und ging gerade zur Herrentoilette. Für eine Sekunde zuckte ein so stolzes Lächeln über Wolfgang Köhlers Gesicht. Dann wandte er sich verbindlich an Jürgensen und wies auf die skandinavischen Zeitungen:

„Sie schöpfen nach der Tagesarbeit hier etwas Heimatluft?" fragte er, und dabei glaubte er zu seinem Erstaunen wahrzunehmen, daß der Däne durch seine Frage schmerzlich berührt war. Durch seinen Kopf wirbelten blitzschnell einige Kombinationen, wieso seine Frage hätte taktlos sein können. Heimweh? Lächerlich bei einem erwachsenen Menschen, der überdies in zehn Stunden zu Hause sein konnte, wenn er zu einem kleinen Ferienausfluge Lust gehabt hätte. Die Banalität seiner Frage? In einem Café pflegt man zur Mitternachtsstunde doch nicht so kritisch zu sein. Übrigens glaubte er sich in seiner Wahrnehmung geirrt zu haben,

als der Däne ihm offen und doch höflich antwortete:

„Es sind norwegische Zeitungen, Herr Köhler, hier sehen Sie: Kristiania. Die lese ich lieber als die dänischen. Es ist sonderbar, aber wahr: obgleich man im Auslande fast immer Kopenhagen als den kulturellen Brennpunkt des Nordens ansieht, haben wir in Dänemark keine Presse, die den Namen verdiente. Sie als Zeitungsfachmann würden große Augen machen, wenn ich Ihnen eine große dänische Zeitung vom ersten bis zum letzten Worte übersetzen würde." Er schlug eine Zeitung auf und wies auf die einzelnen Überschriften. „Die gleichgültigsten Klatschgeschichten und Verlobungen, da ein Interview von zwei Spalten mit dem Droschkenkutscher, der den König zum Schloß zurückgefahren hat, weil es zu regnen anfing — obgleich bei dieser denkwürdigen Fahrt nichts anderes passierte, als daß der König auf dem Rathausplatz einstieg und vor seinem Schloß wieder ausstieg; hier ein Interview mit einem Dichter, der bekunden muß, wann er aufsteht und welche Zigaretten er raucht; ein ausführliches Referat über die Diskussion in der Generalversammlung der weiblichen Lesegesellschaft, wo sich einige alte Jungfern zanken, und ein politischer Leitartikel über die Frage, ob der neuernannte General wirklich ein angeheirateter Vetter vom Kriegsminister ist; den

Landtagsbericht nicht zu vergessen; die Frage, ob die Landbriefträger im Sommer weiße oder schwarze Hosen tragen sollen, ist ja in der historischen Sitzung vom Montage entschieden worden — zugunsten der schwarzen Hosen, wie ich sehe."

Wolfgang Köhler lachte gutmütig:

„Also der harmlose Stil der Blättchen aus einer unserer Miniaturresidenzen. Die Sorte kenne ich." Er sah, daß Jürgensen auf seinen scherzenden Ton nicht einging, und fuhr deshalb ernst fort:

„Es ist aber doch sonderbar, daß eine Stadt von einer halben Million sich mit einer solchen Presse zufrieden gibt."

„Das Rätsel ist leicht gelöst, Herr Köhler," sagte Jürgensen mit einem etwas schmerzlichen Lächeln, „bei uns geschieht ja nichts, absolut nichts. Und wenn die Blätter nicht weiß erscheinen sollen, muß man eben irgend ein Nichts in Typen und Worten fassen und drucken. Für auswärtige Angelegenheiten interessiert sich keine Katze bei uns, man ist zufrieden und vergnügt, daß alles gut geht — nein, sehen Sie, ich lese lieber die norwegischen Zeitungen, die schreiben auch meine Sprache, aber in eine sprödere Tonart übertragen. Und einen weiteren Gesichtskreis haben sie auch." Er sah mit leicht gerunzelter Stirn vor sich hin.

Friedel war zurückgekommen und hatte sich wieder an seinen Tisch gesetzt. Sein Gesicht war

leicht gerötet, da er es sich draußen mit frischem Wasser abgerieben hatte.

„Haben Sie nicht Lust, etwas an unseren Tisch zu kommen?" schlug Wolfgang Köhler Jürgensen vor. „Ich möchte meinen Freund nicht so lange allein lassen."

Sie gingen hinüber. Während der schmächtige Knabe dem hochgewachsenen, blonden Dänen vorgestellt wurde, sah dieser ihm in das schöngeprägte Gesicht. Wolfgang Köhler beobachtete die beiden; er sah, daß sie einander gefielen. Noch bevor man sich setzte, sagte er:

„Wollen wir nicht zahlen und irgendwo anders hingehen? Jetzt wird es hier schon ganz leer, und es ist so ungemütlich, in einem leeren Café zu sitzen."

Jürgensen sah auf alle die aufbrechenden Menschen. Erstaunt sagte er:

„Aber eben war es doch noch ganz voll."

Wolfgang Köhler hatte schon seine Börse gezogen und dem Zahlkellner ein Zeichen gegeben:

„Das ist eine Eigentümlichkeit vom Bauer. Nachts gehen alle Leute wie auf eine Verabredung in derselben Minute fort."

Sie berichtigten ihre Zechen und nahmen ihr Überzeug. Als sie hinausgingen, verbeugte sich der Portier ehrerbietig vor ihnen, besonders aber vor Friedel, der errötend an seinen Hut griff.

Es schneite in schweren Flocken. Auf der Friedrichstraße ging bunt und wogend der Zug der Halbwelt. Die Linden lagen vornehm und still.

„Wohin jetzt?" fragte Wolfgang Köhler.

Jürgensen besann sich; dann sagte er, wobei er jedes Wort betonte:

„Wenn es den Herren recht ist, möchte ich mir erlauben, Sie auf ein Stündchen zu uns heraufzubitten. Wir wohnen in der Taubenstraße, fünf Minuten von hier."

Friedel nickte und sah Wolfgang Köhler an. Auch dieser dankte. So gingen sie die Friedrichstraße hinunter. Dem Dänen, der sie gewiß auch schon oft zur Nacht gesehen hatte, machte ihr geräuschvolles, geiles Fluten aufs neue Eindruck; als er aber sah, wie die beiden geborenen Berliner gleichgültig und unberührt ihm folgten, schwieg er.

Die Taubenstraße war fast menschenleer. Nur der Portier einer Weinstube in einer seltsamen Tracht, einige Zeitungsverkäufer, die unter Wachstuchhüllen ihre Blätter vor dem Schnee zu schützen trachteten, und einige Dirnen, die mißmutig im Schatten von Anschlagsäulen standen, belebten sie.

Vor seiner Wohnung angekommen, sagte Jürgensen, während er die Haustüre aufschloß:

„Sie müssen die Ausstattung entschuldigen; sie gehört nicht uns. Wir haben die ganze Wohnung

möbliert gemietet. — Sie wissen ja selbst, was das bedeutet."

Wolfgang Köhler lachte. Während der Däne die Tür öffnete und an der Wand nach dem Druckknopfe des Treppenlichtes tastete, wandte er sich Friedel zu. Aber dieser schien die Bemerkung überhört zu haben; wie ein witternder Hund stand er mit vorgebeugtem Kopf da und sog durch die gespannten Nüstern die Luft ein. Im selben Augenblick glimmte trübe ein Lämpchen auf, und bevor Wolfgang Köhler noch zu einer Deutung von Friedels seltsamer Stellung gekommen war, stand dieser korrekt und verschlossen wie immer neben ihm.

Sie mußten drei Treppen hinaufsteigen, und dann schloß der Däne die Wohnungstür auf. Er ließ seinen Begleitern nicht Zeit, ihr Überzeug in dem dunklen, engen Korridore abzulegen, sondern öffnete sofort die Tür zum Wohnzimmer und bat sie, einzutreten.

Bei dem Geräusch erhob sich vom Sofa eine junge Dame, sah erst verschlafen und erstaunt die späten Gäste an und ging ihnen dann lächelnd entgegen. Mit einer einzigen ruhigen Handbewegung strich sie ihr etwas verwirrtes, blondes Haar in Ordnung. Friedel sah, daß es in zwei dicken, blonden Flechten auf dem Haupte ruhte. Ein rötlicher Schimmer spielte darin. Jürgensen stellte vor:

„Herr Köhler, Herr von Lauengall — Fräulein Thora Gyldenkrone."

Beide Herren wollten ihre Hand küssen, aber sie machte es durch einen kräftigen, fast kameradschaftlichen Händedruck unmöglich.

Erst jetzt konnten sie ihre Mäntel ablegen und auf dem harten Sofa Platz nehmen. Der Däne trug ihre Sachen in den dunklen Korridor hinaus.

Thora Gyldenkrone untersuchte die Stehlampe und sagte dabei:

„Sie müssen die etwas legere Situation entschuldigen. Sie meinen wohl, ich hätte lieber zu Bett gehen sollen. Ich erwarte aber Einar jeden Abend, und dann plaudern wir noch ein Stündchen zusammen. Am Tage hat Einar ja nie Zeit."

Wolfgang Köhler wandte sich ihr zu; er wollte seinen Vater gegen den halb ausgesprochenen Vorwurf verteidigen, völlig Beschlag auf die Zeit seines Korrespondenten zu legen:

„Irre ich nicht, gnädiges Fräulein? Ich glaube, Sie doch heute nachmittag im Café des Westens gesehen zu haben."

„Ja, da waren wir. Dort treffen wir uns immer nachmittags. Es ist doch sonderbar —" sagte sie und lehnte sich zurück.

Jürgensen holte aus der Tischschublade Zigaretten hervor und stellte sie auf den Tisch. Dabei sagte er:

„Nein, Thora, ich habe doch fast den ganzen

Nachmittag frei. Aber diese Stunden zerrinnen einem zwischen den Händen wie nichts. Und abends kann jede Minute gehaltvoll und schwer sein. Am Abend ist man viel fähiger, Eindrücke aufzunehmen, als am Tage, wo man so entsetzlich stumpf ist."

Friedel war aufgestanden und hatte sich an die Wand gelehnt:

„Kennen Sie nicht die berauschend schönen Anfangszeilen aus dem Nachtliede: ‚Nacht ist es: nun reden lauter alle springenden Brunnen. Und auch meine Seele ist ein springender Brunnen.' Später wird es leider so blaß. Aber in den ersten vier — acht Zeilen liegt wirklich das Mysterium der Nacht, wo alle Nerven sich begierig öffnen und nichts als aufnehmen, aufnehmen wollen, wo kein Eindruck vorbeigleitet, wo man sich keinem verschließt, nicht wahr?" Er sah sich um: Wolfgang Köhler hatte den Kopf in die Hand gestützt und sah still vor sich hin; Jürgensen stand bei dem Bücherregal und blickte zum Fenster hinaus; aber Thora Gyldenkrones Augen begegneten denen Friedels, ihr Blick war ruhig und dabei doch gleichsam verschleiert. Friedel wurde verlegen und errötete. An der Wand stehend, bog er den Kopf zurück und sah zur Decke empor. Dann setzte er sich an den Tisch und sagte, wobei er sich zu einem gleichmütigen Tone zwang — doch zuckte es bei seinen Mundwinkeln:

„Und das Seltsamste ist, daß diese erhöhte Vibration unserer Sinne mit Dunkel und Stille nichts zu schaffen hat. Sie können nachts im wahnsinnigsten Menschengewühl sein — im Tanzsaale, auf der Friedrichstraße —, wo Sie wollen, und doch fühlen Sie stärker Ihr Selbst, als am Tage, wo Sie grau in der Masse untergehen. Die Nacht mag durch grelle Bogenlampen taghell erleuchtet sein, und doch sind Sie ein ganz anderer Mensch, Ihre Sensitivität ist ins Tausendfache gewachsen. Mir ist zuweilen der Gedanke gekommen, daß die Nacht dazu da ist, unserem Innern tausendfach den Reichtum wiederzuersetzen, den der wirre Tag uns stahl." Herbe lächelnd fügte er hinzu: „Ich habe allerdings einmal in einem gute Buche gelesen, daß wir trotz aller Kultur doch noch so sehr tierisch vom Wechsel von Tag und Nacht abhängig wären, daß wir uns nach Sonnenuntergang sofort in einem Zustande nervöser Überreizung befänden —" Er zuckte die Achseln.

Wolfgang Köhler sagte:

„Das gehört mit zu dem Unsinn, den die Ärzte produzieren, denen durch die Beschäftigung mit dem menschlichen Körper das Animalische in uns einfach zur fixen Idee geworden ist. Das ewige Betonen des Naturgemäßen ist schon zu Unfug ausgeartet. Die Kultur führt Schritt für Schritt von der Natur fort, und die paar natürlichen Funk-

tionen im Menschen haben eine solche Umdeutung erfahren, einen so anderen Wesensinhalt erhalten, daß es einfach grotesk ist, plötzlich als Tier seziert zu werden." Und kaum schwieg er, als er sein Gehirn zermarterte, um herauszufinden, wo er den Gedankengang gehört hatte, den er eben vorgebracht hatte. Mit innerer Scham wurde er sich darüber klar, daß er nicht sein eigen war, und daß er ihn nur ausgesprochen hatte, um Friedel Halt zu geben.

Jürgensen löste sich vom Bücherregal los:

„Sie sind nie im Norden gewesen, Herr von Lauengall? Sie kennen nicht unsere hellen Nächte?"

Friedel war aufgestanden und zu ihm hingetreten.

„Nein", sagte er.

Jürgensen erwiderte nichts darauf. Er holte ein Buch hervor, blätterte darin und wies dann Friedel auf eine Stelle:

„Lesen Sie das. Oh, nur einige Zeilen!"

Während Jürgensen hinausging, las Friedel:

Helle Nächte.

Die zwei, drei Menschen, die man noch auf den Straßen sah, hatten frohe Gesichter; auf dem Friedhof ging noch ein Mann und schob einen Schubkarren, und er sang leise. Sonst war alles so still, und nichts anderes hörte man als diesen Gesang. Die Stadt sah von dem

Hügel beim Hause des Arztes wie ein wunderliches, verzweigtes Rieseninsekt aus, wie ein Fabeltier, das sich flach auf den Bauch geworfen und Arme und Hörner und Fühler nach allen Richtungen ausgestreckt hatte; nur hier und da bewegte es ein Glied und zog eine Klaue an sich — wie jetzt unten am Meere, wo eine winzig kleine Dampfjolle lautlos in die Bucht hineinglitt und eine Furche in das schwarze Wasser schnitt.

Der Rauch von Nagels Zigarre stieg blau empor. Er trank schon den Duft aus Wald und Gras ein, und ein Gefühl von durchdringender Zufriedenheit ergriff ihn, eine seltsame und starke Freude, die ihm Wasser in die Augen trieb und ihm fast den Atem benahm.

Ein Klirren schreckte Friedel auf. Jürgensen war wieder in das Zimmer getreten und hatte Wein und Gläser mitgebracht. Er stellte das Tablett auf den Tisch. Thora Gyldenkrone erhob sich und schenkte ein. Jürgensen ging wieder zu Friedel:

„Kennen Sie das Buch?" fragte er und sah Friedel dabei ruhig an.

„Nein," antwortete Friedel. Er sah gedankenvoll auf den Titel: „Ich habe noch nichts von ihm gelesen."

„Darf ich Ihnen mein Exemplar geben? Sie können sich natürlich das Buch überall neu kaufen, es würde mich aber freuen, wenn Sie es gerade in meinem Exemplar kennen lernten."

„Ich danke Ihnen — aber können Sie es denn entbehren, wenn es Ihnen so lieb ist? Sie dürfen sich nicht meinetwegen ein neues kaufen:

Jürgensen wies auf einen anderen Band:

„Da habe ich sie ja norwegisch. Die deutsche Übersetzung habe ich mir nur deshalb gekauft, um ohne Wörterbuch deutsch lernen zu können. Im Norwegischen kann ich das Buch fast auswendig, und wie ich die deutsche Übersetzung las, klangen mir immer die norwegischen Sätze im Ohre. Lernen Sie Norwegisch," sagte er lächelnd, „und wenn auch nur, um die Worte lyse næther zu verstehen. In den norwegischen Worten liegt ein eigener, mystischer Reiz. ‚Helle Nächte' ist trivial und farblos. — Mir ist das Buch mehr gewesen, als irgend ein anderes. Sie werden das verstehen — kommen Sie jetzt."

Thora Gyldenkrone hatte die Lampe fortgetragen und an ihrer Stelle zwei hohe Kerzenleuchter auf den Tisch gestellt. Sie saß wieder neben Wolfgang Köhler auf dem harten Sofa. Friedel und Jürgensen rückten sich Stühle heran.

„Also willkommen bei den beiden Flüchtlingen", sagte der Däne und hob sein Glas. Alle tranken.

Nach einer Pause, während der die leicht flackernden Kerzenflammen in den grünen Weingläsern wiederzuckten und niemand ein Wort gesprochen hatte, sagte Thora Gyldenkrone:

„Was haben Sie für einen wundervollen Ring, Herr von Lauengall?"

Friedel streifte ihn ab und reichte ihn ihr.

„Ein Geschenk von Herrn Köhler", erwiderte er.

„Er ist schön," sagte sie und ließ das unruhige Licht im Steine spielen. „Ich liebe Smaragde."

„Es liegt etwas seltsam Klares und doch wieder Verschlossenes in dem grünen Licht. Man glaubt, durch den Stein hindurchsehen zu können, und doch saugt er den Blick völlig auf. Herr Köhler schenkte ihn mir nach einem nächtlichen Spaziergange im Tiergarten, wo wir lange an einem der Teiche gestanden und in das Wasser hinabgesehen hatten."

Thora Gyldenkrone wandte sich Wolfgang Köhler zu:

„Das war schön von Ihnen", sagte sie.

„Wir wollen lieber bei der Wahrheit bleiben," erwiderte er, sich lächelnd ihr zuwendend, „sonst wird mein Heiligenschein zu strahlend. Darf ich, Friedel?"

„Ich verstehe nicht, was Sie meinen," antwortete dieser befremdet.

„Nun, das war mehr ein Tauschhandel. Herr von Lauengall erfreute mich am selben Morgen ebenfalls durch ein Geschenk."

„Nennen Sie das ‚bei der Wahrheit bleiben'? Nein, die Wahrheit ist ganz anders: unsere Sendungen kreuzten sich allerdings am selben Morgen, ohne daß einer von der des anderen wußte. Aber während ich Herrn Köhler einen dummen Revolver schickte, bekam ich diesen Ring."

Thora Gyldenkrone stand auf und ging zu Friedel hin. Wolfgang Köhler begann höflich in einem Buche zu blättern, das zufällig auf dem Tische lag. Es war eine Statistik, jedoch in norwegischer Sprache. Jürgensen trat an ihn heran:

„Interessieren Sie sich dafür? Es ist das Jahrbuch des norwegischen Handelsministeriums; Ihr Herr Vater hat mich gebeten, ihm daraus einen Auszug anzufertigen. Besonders über die Dinge, über die man in deutschen Büchern kein Material findet, wie zum Beispiel das Verhältnis der rationell ausgebeuteten Naturschätze und Naturkräfte: Minerale, Wälder, Wasserfälle, zu den brachliegenden."

„Das Buch behandelt nur Norwegen?" fragte Wolfgang Köhler und sah auf den Umschlag.

„Ja. Ich habe aber auch das Material über Schweden, Finnland und Island da. Meine Über-

sicht soll überhaupt die skandinavischen Länder umfassen; aber vorläufig beschäftige ich mich mit Norwegen. Interessieren Sie sich für solche Dinge?"

„Sehr! Aber ich kann es leider nicht lesen."

„Ich will Ihnen die unverständlichen Ausdrücke übersetzen."

„Ja, wenn Sie so freundlich sein wollen." —

Thora Gyldenkrone hatte sich neben Friedel gesetzt, ohne ein Wort zu sprechen. Bevor sich Jürgensen an das Erläutern des norwegischen Textes machte, hatte er ihr mit einem leisen Lächeln einen freundlichen Blick zugeworfen. Mit einer ganz schwachen Kopfbewegung hatte sie ihm gedankt, und als sie jetzt sahen, daß die beiden Herren in ihre Arbeit vertieft waren, fragte sie leise Friedel:

„Weshalb haben Sie nach jener schönen Nacht Ihrem Freunde einen Revolver geschenkt?"

Der bleiche Knabe sah dem reifen Weibe, das in jedem Worte und jeder Bewegung so ruhig und sicher war, in das Gesicht und dann wieder vor sich hin. Ein berauschendes Gefühl von Vertrauen durchdrang ihn, ein Sehnen, sich ohne Vorbehalt hinzugeben, wie er es früher einmal gekannt hatte und enttäuscht worden war. Und weil er sich dessen erinnerte, zwang er sich zur Zurückhaltung. Er sagte:

„Wir hatten damals ein kleines Renkontre mit Strolchen gehabt, das zwar ganz harmlos verlief, aber vielleicht hätte schlimm werden können. Und da ich Herrn Köhler gern irgend eine Kleinigkeit als Gruß senden wollte, nahm ich das als Grundlage."

Aber Thora Gyldenkrones Blick ruhte noch immer so fragend auf ihm, als ob seine Erklärung völlig an ihr vorbeigeglitten wäre. Er preßte die Lippen zusammen und sah vor sich hin; aufblickend sagte er:

„Es gehört ein gewisser Mut zu sentimentalen Handlungen. Ich habe ihn nicht immer. Irgend etwas mußte ich damals Herrn Köhler senden, und da gab ich meiner Stimmung ein möglichst brutales Gewand. Herr Köhler hat mich doch verstanden."

Thora Gyldenkrone nickte jetzt. Dann wandte sie sich den beiden anderen Herren zu:

„Sie vergessen vor lauter Eifer ja ganz den Wein!"

Wolfgang Köhler schob lachend das Buch fort:

„Ich muß aber Ihre Liebenswürdigkeit noch ein anderesmal in Anspruch nehmen dürfen. Ich habe von den wirtschaftlichen Verhältnissen Skandinaviens so gut wie nichts gewußt und sehe jetzt plötzlich, wie interessant die Materie ist. — Oder, warten Sie einmal: hätten Sie eventuell Lust,

eine Artikelserie für den Handelsteil meiner Zeitung zu schreiben? Dann will ich mit meinem Chef darüber sprechen; ich glaube, er wird mit Freude darauf eingehen."

Jürgensen dankte ihm. Thora Gyldenkrone versuchte, eine einheitliche Stimmung zu erzeugen, aber der Abend war schon zu verworren, und außerdem waren alle müde. So nahmen Wolfgang Köhler und Friedel Abschied. Und jetzt weigerte Thora ihnen nicht ihre Hand zum Kusse.

Es schneite nicht mehr als sie auf die Straße hinaustraten. Auf der Friedrichstraße wogte noch immer der Strom, obgleich es drei Uhr nachts war. Doch war die Beleuchtung schwächer und ungleichmäßiger geworden.

Wolfgang Köhler nahm eine offene Droschke und gab als Adresse das Reichskanzlerpalais an. Er ließ Friedel zuerst einsteigen. Sie ließen den Kutscher den Umweg durch die Leipziger Straße machen und schauten schweigend auf den bunten Zug auf den Trottoiren. Wie zwei riesige Leuchter standen die Laternen auf der Insel an der Ecke der Leipziger Straße vor ihnen; klein war der Schutzmann, und doch regierte er.

Ein gleichfalls offener Wagen kam ihnen entgegen. Ein eleganter Herr und eine Dame saßen darin. Die Dame schien sehr müde zu sein. Friedel sah sie gleichgültig an, plötzlich verfärbte

sich aber sein Gesicht. Er griff nach Wolfgang Köhlers Hand, beherrschte sich aber sogleich wieder.

Bei dem Reichskanzlerpalais stieg Friedel aus. Wolfgang Köhler fuhr weiter, nach Hause. Keiner von ihnen hatte auf der Fahrt ein Wort gesprochen.

III.

Ein großer Tag im Reichstage. Der Reichskanzler hatte selbst zur neuen Flottenvorlage das Wort ergriffen. Zwei Stunden lang hatte der alte Fürst mit dem wallenden, weißen Barte, die beiden Fäuste vor sich auf den Tisch gestützt, in unveränderter Haltung, aber mit leidenschaftlich bewegter Stimme gesprochen. Still hatten ihm die Abgeordneten gelauscht, kein Zwischenruf, kein Widerspruch, aber auch keine Beifallsäußerung hatte ihn unterbrochen, so stark war der Eindruck, den er auf alle machte. Und mit diesen Worten hatte er seine Rede geschlossen:

„Gewiß wollen wir den Frieden; aber wir dürfen gaukelnder Menschheitsträume wegen — so verlockend sie uns auch erscheinen mögen — nicht die Sicherheit des starken Deutschen Reiches aufs Spiel setzen. Und wenn wir nicht träumen, sondern den Realitäten ins Auge sehen, dann wissen wir, daß, trotz aller Bündnisse, Schiedsgerichte, Übereinkünfte und Friedensbeteuerungen jeder in der Entscheidungsstunde auf sich selbst allein ge-

stellt ist. Die Lage ist ernst: politische wie wirtschaftliche Stürme drohen, aber nicht trotzdem, sondern gerade deshalb muß jetzt jedes Opfer gebracht werden, um unserem Vaterlande seine Großmachtstellung zu erhalten."

Während auf der Rechten und im Zentrum ein Beifallstosen losbrach, dem ebenso heftig auf der linken Seite des Hauses widersprochen wurde, richtete sich der Reichskanzler straff auf, verbeugte sich vor dem Präsidium und verließ den Saal.

Die Sitzung wurde sofort geschlossen, und in erregten Gruppen strömten die Abgeordneten hinaus. In wenigen Minuten füllten sich die Wandelgänge wie die Restaurationsräume.

Herbert von Lauengall hatte am Bundesratstische der Sitzung beigewohnt. Aufstehend sah er auf der Journalistentribüne Wolfgang Köhler. Als ihre Blicke einander begegneten, gab der Regierungsassessor seinem Freunde mit der Hand ein Zeichen und ließ ihn dann durch einen Reichstagsdiener in eines der Konferenzzimmer bitten. Er wurde aber noch einige Minuten durch Gespräche aufgehalten, und als er das kleine, aber elegant ausgestattete Zimmer betrat, saß Wolfgang Köhler schon dort in einem der tiefen Polstersessel und schwamm förmlich in Zeitungen.

Die Freunde schüttelten einander herzlich die Hände. Der Journalist hängte seine Zeitungen

wieder ordnungsgemäß an ihre Ständer, rückte dem Regierungsassessor einen Stuhl heran und setzte sich dann wieder. Herbert von Lauengall blieb aber stehen, zündete sich bedächtig eine Zigarre an und begann dann, die Hände in den Hosentaschen versenkt, im Zimmer auf und ab zu gehen. Seine Lippen schoben nervös die Zigarre aus dem rechten Mundwinkel in den linken und wieder zurück. Vor Wolfgang Köhler stehenbleibend, fragte er zwischen den Zähnen:

„Also, Geliebter, was sagst du dazu? Pardon," er nahm die Zigarre aus dem Munde und setzte sich auf die Tischecke: „du kannst mir ruhig die ehrliche Meinung deines ehrlichen Herzens anvertrauen."

Der Journalist lächelte ein wenig schmerzlich. Der Regierungsassessor sah ihn an. Dann lachte er auf, ließ sich vom Tische hinuntergleiten und ging wieder im Zimmer umher.

„Ganz meine Meinung. Du, Wolf, weißt du was? Ich werde den geschätzten Kollegen vom Inneren ein absolut sicheres Mittel gegen die Witzblätter empfehlen, über die sie sich immer so bitter beklagen. Sie brauchen nur alles, was im Laufe einer einzigen Woche streng vertraulich in den obersten Behörden gesprochen wird, durch die Herren vom Geiste, dem Unterrichte und der Medizin im Volke verbreiten zu lassen. Daneben müssen na-

türlich die offiziellen Regierungshandlungen korrekt bekanntgegeben werden. Gegen die Komik dieses Gegensatzes käme kein Simplizissimus auf. — Du weißt doch, daß ein Witz wissenschaftlich so definiert wird, daß derselbe Gegenstand gleichzeitig im Lichte zwei so wesensverschiedener Beleuchtungen erscheint, daß ein Ausgleich unmöglich ist. Das Gehirn überschaut blitzschnell den unlösbaren Knoten von zwei heterogenen Auffassungen, die sich im selben Punkt schneiden, und die Wirkung der Überraschung, die aus dem Aneinanderprall zweier gänzlich verschiedener, an sich richtiger, aber unvereinbarer Betrachtungsweisen desselben Dinges entstand, ist das befreiende Lachen. Man bringe einmal den Leuten Politik vor und hinter den Kulissen gleichzeitig vor die Augen, und sie sterben vor Lachen."

Wolfgang Köhler lehnte sich zurück; lächelnd sagte er: „Die Fiktionen der Politik werden dir kaum erst heute klar geworden sein — und mir, der ich hinter den Kulissen einer politischen Tageszeitung sitze und täglich sehe, wie Begeisterung und Empörung auf der Apothekerwage abgemessen werden, brauchst du sie am allerwenigsten zu erläutern — ganz abgesehen davon, daß du es schon oft genug getan hast."

„Also heraus mit dem dich erregenden Spezialfalle!"

„Vor dem durchdringenden Blicke deiner Psychologie hält keine Kulisse stand. Aber Diskretion! Staatsgeheimnis!"

„Selbstverständlich. Aber wenn —"

„Ach, dir kann ich es schon sagen. Und außerdem steht es ja doch bald in den Zeitungen. — Also, ich fahre heute abend nach London in geheimer Mission, um die Herren dort zu bitten, die heutige Rede nicht allzu tragisch zu nehmen, sie wäre nicht so schlimm gemeint. Siehst du, wenn man eine Dummheit der Übereilung durch eine höfliche Entschuldigung wieder gutzumachen sucht, so ist dagegen ja nichts zu sagen. Aber hör' mal: während in einem Zimmer drei Herren die Rede meines Vaters entwarfen, saßen im Nebenzimmer zwei andere Herren und entwarfen das, womit ich übermorgen in London ihre Wirkung abschwächen soll. Sind da nicht alle Voraussetzungen eines Witzes gegeben? Aber diesmal kann ich leider nicht lachen — wahrscheinlich, weil er von meinem Vater stammt, und man sieht ja nur ungern seinen leiblichen Erzeuger als Clown auftreten. Denn sonst sind mir die Fiktionen der modernen Politik nichts so Überraschendes. — Übrigens will ich doch meinem Vater zur Ehre konstatieren, daß er die sehr anständige Dummheit beging, sich nicht an das peinlich nüancierte Konzept zu halten. Sein Temperament hat ihm da einen bösen Streich ge-

spielt — was mich ehrlich freut, obgleich er damit meine Aufgabe tausendmal schwerer gemacht hat. — Nun, dann ist mir wenigstens der Regierungsrat sicher, wenn ich zurückkomme."

Wolfgang Köhler stand auf und trat ans Fenster. Er blickte eine Weile hinaus und wandte sich dann wieder seinem Freunde zu:

„Wollen wir nicht lieber die komische Seite der Angelegenheit den Witzblättern überlassen? Dich erregt, daß dein Vater an der Komödie beteiligt ist. Sei doch so freundlich, darüber hinwegzusehen und sachlich zu denken. Dir kann es bei einigem guten Willen nicht schwer fallen." Er schwieg und sah mit zusammengezogenen Brauen vor sich hin. Dann fuhr er fort, ohne aufzublicken: „Oder gut, nehmen wir alles als Witz; aber ich bitte dich, ein wenig tiefer zu sehen, als es der Kaffeehausleser des Simplizissimus tut: sieh bis in die tragisch-grotesken, unentwirrbaren Wurzeln des Witzes hinab." Aufschauend, sagte er bestimmt: „Mir wenigstens erscheinen sie unentwirrbar zu sein."

Herbert von Lauengall strich die Aschenspitze seiner Zigarre nachdenklich ab; dann erwiderte er:

„Zeige mir die Wirrnis. Ich fürchte, sie dir auflösen zu können." Er zog die Stirn in tiefe Falten, die über der Nasenwurzel fächerförmig zusammenliefen, warf den Rest seiner Zigarre fort,

kreuzte die Arme über der Brust und sah den Journalisten gespannt an.

Wolfgang Köhler zündete sich eine neue Zigarette an, neigte den Kopf zur Seite, zog den Rauch tief ein und begann, ohne ihn von sich zu blasen, zu sprechen, so daß seine ersten Worte heiser und von leichtem Hüsteln und Räuspern begleitet hervorkamen. Unter seinem Sprechen entwich der Rauch dünn und braungrau seinem Munde und seiner Nase. Er sagte:

„Siehst du, das ist ja ganz klar: Deutschland muß rüsten, um gegen jede Überraschung gewappnet zu sein, und, um durch die permanente Drohung, die in seiner Stärke liegt, seine hervorragende Stellung im Weltlaufe zu behaupten oder noch zu vermehren. Andererseits ist es aber auch von großer Bedeutung, so lange wie möglich friedlich zu kämpfen — auch ein siegreicher Krieg kostet Milliarden, und jeder Krieg birgt in sich ein großes Risiko. — Genau dasselbe gilt von jeder anderen Großmacht. Das ist nun alles sehr schön und gut und herzlich trivial. Aber in diesen wahnsinnigen Rüstungen bei und wegen Furcht vor einem Kriege, in diesem ganzen Komplex von Tatsachen, die man unter dem Schlagworte vom bewaffneten Frieden zusammenfaßt, liegt für mich etwas Tieferes verborgen, das ich nicht verstehe, das mich aber mit instinktiver Angst erfüllt — so

etwa, als ob ich in einem Schachklub eingetreten sei, wo das Schachspiel nur der harmlose Deckmantel für ganz unerhört verworfene oder großverruchte Dinge sei."

„Brillant!" Der elegante Regierungsassessor war ganz begeistert. „Aber Wolf, gerade dir sollte es nicht so schwer sein, den Denkmantel zu lüften. Denk' an Brentanos Artikel! Denk' daran, was wir auf dem Gange durch den Tiergarten miteinander sprachen — es war an demselben Tage, wo wir die Ehre von Herrn Fricks Bekanntschaft hatten. Weißt du noch?"

„Ja," antwortete der Journalist etwas zögernd. Dann setzte er lebhaft hinzu: „Gewiß, ich erinnere mich daran."

„Du weißt noch, was ich damals über das Verlangen nach dem Ausgleiche der Spannungen sagte? Du stimmtest mir zu, also können wir auf diesem Grunde weiterbauen. Darin liegt das Urphysische im Leben der Menschen wie der Völker, das, was sich auf eine physikalisch-mathematische Formel bringen läßt. Daß die Rechnung nicht so ganz glatt aufgeht, hat darin seinen Grund, daß die von den Realitäten abgeleiteten Fiktionen Seitenwirbel bilden, die zwar die Entwicklung zu verzögern, sie jedoch keinesfalls aufzuhalten vermögen. Und da die Entwicklung, um eben gerade die endgültige Entspannung herbeizuführen, Europa

verlassen und den numerisch stärkeren und durch noch unerschöpfte Naturschätze im Rücken gesicherten Völkern die Macht geben muß, müssen die europäischen Nationen sich gegenseitig aufreiben — ob mit Kriegen oder Rüstungen ist ja ganz gleichgültig."

Wolfgang Köhler stützte den Kopf in die Hand:

„Also beschleunigt jedes Kriegsschiff den Untergang?"

„Gewiß."

Aber jetzt fuhr der Journalist auf:

„Das ist doch Wahnsinn! Da muß sich doch eine andere Lösung finden lassen!"

Der Regierungsassessor lachte laut:

„Du hoffnungsloser, unverbesserlicher Idealist! Nein, da gibt es keinen anderen Ausgleich, als im entscheidenden Augenblicke Charakter zu zeigen und mit Anstand unterzugehen, sobald einem die Sache nicht mehr paßt."

„Aber weshalb nicht!" Wolfgang Köhler war ernsthaft erregt. „Wenn die Menschen blind und dumm wären, könnte ich verstehen, daß eine Entwicklung von solcher eiskalten Strenge vor sich ginge. Aber ihr habt doch offene Augen, wie könnt ihr ein so wahnsinniges, frivoles Spiel treiben, wenn ihr wißt, daß es zum sicheren Abgrunde führt?"

„Weil kein Weg um den Abgrund herum und

keine Brücke über ihn hin führt. — Wie gesagt, mit Anstand untergehen, das ist alles, was dem einzelnen, wie dem Volke übrigbleibt. Mehr ermöglichen uns die sehenden Augen nicht, als ein frivoles Spiel mit Bewußtsein und Vergnügen zu treiben, statt in naivem Stumpfsinn. Und für die Menschen, die nicht mit Haltung frivol sein können, sind ja die Fiktionen da."

Der Journalist war wieder ruhig und sachlich geworden:

„Wir wollen einmal die Sache mit der Entwicklung beiseite lassen. Solche großen Bilder blenden leicht. Einverstanden?"

„Vollständig. Halten wir uns an die nächste Zukunft. Du wirst sehen, daß die Formel stimmt."

„Abwarten. Also weshalb ist die freundschaftliche Verständigung in bezug auf den Flottenbau zwischen England und Deutschland nicht möglich, über die sich die freisinnigen Redakteure die Finger krumm geschrieben haben?"

„Erstens, weil niemand dem anderen Teile trauen kann, und weil sich inzwischen Dritte, die ihre Kräfte aufs äußerste anspannen würden, recht unliebsam bemerkbar machen würden. Damit wäre nicht nur die fernere Zukunft verscherzt, sondern auch die allernächste."

„Schön. Paß aber auf," er lächelte überlegen, „weshalb dann aber nicht ein festes Bündnis, mehr

noch, eine Vereinigung? Ein ungeheures, deutsch-britisches Weltreich, dem sich dann noch die anderen Nationen angliedern müßten."

Herbert von Lauengall lachte wieder laut auf:

„Und damit willst du mich aus dem Felde schlagen, mein Junge? Laß dich als neugeborenes Kind im Panoptikum ausstellen, lieber Wolf."

Obwohl die beiden Freunde einander eigentlich nichts übel nahmen, war der Journalist jetzt doch etwas gekränkt. Er fragte:

„Habe ich denn etwas so furchtbar Dummes gesagt?"

„Ja", antwortete der Regierungsassessor ruhig.

Wolfgang Köhler fand seine gute Laune wieder. Er sagte heiter:

„Schade, denn ich war auf meine Lösung des Weltproblems sehr stolz."

„Sie stimmt auch", erwiderte Herbert von Lauengall wohlwollend.

Jetzt machte der Journalist ein sehr erstauntes Gesicht. Sein Freund sah ihn außerordentlich belustigt an und sagte dann nach einer Weile:

„Dann hätten wir also ein wunderschönes, friedliches Weltreich, wo die politischen Grenzen harmlose Spielereien analog den Grenzen der Bundesstaaten im Deutschen Reiche wären. Nicht wahr? Drohungen und brutale Überfälle gäbe es nicht mehr, und bald hätte jedes Volk — oder jede

Kulturgemeinschaft — genau den Platz erreicht, der ihm seiner natürlichen Stärke nach zukommt. Nicht wahr? Da hätten wir also die Entspannung der Kräfte, die Auflösung im großen Ganzen nur noch schneller, als sie schon von selbst kommen wird."

Wolfgang Köhler biß sich auf die Lippe und schwieg.

Herbert von Lauengall war wieder ernst geworden:

„Du siehst, wie wir uns auch drehen, die Zukunft ist immer dieselbe, denn sie ist nicht willkürlich, sondern durch die Menschennatur prädestiniert. Und da die Zukunft nun einmal feststeht, so ist es das Klügste, aus der Gegenwart soviel herauszuholen, wie nur geht — am Endresultate wird damit nichts verändert. Und das liegt auch in der Menschennatur selbst. Es ist dem Menschen das Natürlichste, das Zwangloseste, den direkt greifbaren Vorteil einzuheimsen und die Zukunft sich selbst zu überlassen. Jedes Arbeiten für die Zukunft unter Verzicht auf die Gegenwart verlangt Opferwilligkeit, Verzicht und führt, trotz des stärksten Idealismus, doch zu nichts, denn der wirkliche Idealismus findet sich doch nie in der Masse, sondern bei einigen, wenigen Leuten; die Millionen wollen nicht wissen, wie die Welt nach hundert Jahren aussieht, sondern was sie morgen und übermorgen zu essen haben. Beweis: Jedes liberale

Ministerium der Welt ist immer in einer schiefen Stellung gewesen, hat Konzessionen und Phrasen machen, sich bei den eigenen Parteigenossen dauernd entschuldigen müssen — bis es schließlich das Strampeln aufgegeben hat und trotz seiner radikalen oder revolutionär-sozialistischen Herkunft konservativ regiert hat. Und dann geht es immer ganz glatt. Beispiele liegen schockweise auf der Hand. — Zweiter Beweis: die Konservativen mögen sich als organisierte Partei in einer mikroskopischen Minorität befinden und haben trotzdem doch alle Fäden in ihrer Hand und sind die tatsächlich Regierenden, ganz gleich, wer die Regierung repräsentiert. Sie verkörpern im politischen Leben den natürlichen Drang des Menschen, für den sicheren Augenblick zu leben und nicht für die höchst unsichere Zukunft. Wenn die Leute dann nach einer Weile der Brutalität dieser simplen Wahrheit nicht mehr ins Auge sehen können und ein unbezwingliches Bedürfnis nach Fiktionen fühlen, machen sie Gladstone zum Premier, dem man die Ehre lassen muß, hierin den Weltrekord aufgestellt zu haben. Wohlgemerkt, aber erst, nachdem Disraeli das Empire schuf."

„War nicht Disraeli konservativ, und hat er nicht für die fernste Zukunft gearbeitet?" warf Wolfgang Köhler ein.

„Für die fernste nicht. Für einige Jahrzehnte,

für ein knappes Jahrhundert. Und jetzt haben sogar schon englische Minister eingesehen, daß Disraelis strahlendes Weltreich den Untergang Englands beschleunigt hat, indem er ihm den Boden unter den Füßen fortzog und ihn eine beträchtliche Anzahl von Kilometern — Tausenden — entfernt deponierte. Jetzt hält sich England nur noch wie ein Morphinist durch sein Narkotikum am Leben, natürlich kann es nicht mehr existieren. Stelle dir doch nur vor, daß einmal die englische Flotte in einem unglücklichen Kriege zusammengeschossen wird — England wird von dann an in der Weltpolitik eine ebenso wichtige Rolle spielen wie Island. Und denke daran, wie sich Rußlands Machtstellung nach dem Kriege mit Japan veränderte, als es Heer und Flotte eingebüßt hatte — nämlich so gut wie gar nicht. England schwebt irgendwo wie eine Wolke in der Luft und ist seinem Nährboden nur durch einige Telephondrähte verbunden; wenn diese durchschnitten wären, verschwindet es spurlos. Ist eigentlich schon verschwunden, denn Englands Macht und Bedeutung liegt in Indien, den Dominions. Das Mutterland ist nicht viel mehr, als ein Zentralbureau zur Führung der Geschäftskorrespondenz. Rußland wohnt in sich selbst, lebt von sich selbst, ist halt da, wo es auf der Karte steht und solange es sich so verhält, ist es unverwundbar. Und wenn die

russischen Staatsmänner es fertig brächten, aus den hundertsechsundzwanzig Nationen eine homogene mit gleicher Sprache herauszukristallisieren, könnte es sogar in Zukunft eine der drei oder vier Schwerpunkte der Welt bilden. — Und da hätten wir wieder dieselbe Geschichte wie bei Deutschland und England: die Entspannung tritt auf jeden Fall ein, ob nun in dem Wettkampf die einzelnen Nationen in Rußland sich sichtbar aufreiben, so daß nur die robustesten übrigbleiben, oder ob Grenzen und Sprachscheiden fallen und der Ausgleich unsichtbar, allmählich unter der Decke stattfindet — das Resultat wird immer das gleiche sein. Und um zum elften Male auf dieselbe Sache zurückzukehren: da am Endresultat, an der fernen Zukunft doch nichts zu ändern ist, müssen wir uns auf die Arbeit in der allernächsten Gegenwart beschränken, das heißt, nach London reisen und für die Großmachtstellung des Heiligen Deutschen Reiches ostelbischer Nation in den nächsten drei Monaten sorgen. Und dieses mit gutem Gewissen und fröhlichem Geiste."

„Nun, es freut mich, daß du wieder fröhlichen Geistes bist," sagte Wolfgang Köhler lachend. „Denn wenn ich an den Ausgangspunkt unseres Gespräches zurückdenke —," er brach ab und sah seinen Freund aufmerksam an.

Herbert von Lauengall stutzte. Er versuchte, sich

zu einem Lächeln zu zwingen, aber sein Mund verzog sich nur zu einer unschönen Grimasse.

„Ja, siehst du, Wolf," sagte er langsam und strich sich mit der Hand über die Stirn. „Da hast du einen der Punkte, wo man die Wahrheit rückhaltlos einsieht, es sich selbst aber nicht zugeben will. Die traditionellen Fiktionen von persönlichen Werten liegen sogar mir noch etwas im Blute. — Man könnte vielleicht tragisch-pathetisch werden, wenn man in sich selbst den aussichtslosen Kampf des Individuellen gegen das Räderwerk der sozialen Maschine wüten sieht. — Und weißt du, von diesem Kampfe in mir selbst merke ich nur ein leises Klirren, weil ich zu bewußt lebe, um allzu tiefe Gefühle zu haben. Aber wie ich heute meinen Vater reden hörte, reden sah, da schämte ich mich einfach. Und dann fuhr mir der Gedanke durch den Kopf: wie wunderschön wäre doch dieses Pathos, dieses ganze Schauspiel, wenn es eben kein Schauspiel, sondern Wahrheit gewesen wäre. Was ich da hinter verschlossenen Türen treibe — ach Gott, darüber kann ich lachen; aber meinen Vater so exponiert den selben — wenn auch unvermeidlichen Unfug öffentlich treiben zu sehen, tat mir weh, wie gesagt, deshalb, weil es sich so ungeheuer wahrheitsgetreu ausnahm. Ich glaube jedoch, daß dieser Fall zu denen gehört, die man lieber einfach zur Kenntnis nimmt, ohne weiter darüber

nachzudenken." Er strammte sich auf und sagte in seinem gewöhnlichen, leichten Tone:

„Hast du vielleicht im Kopf, wann heute nacht ein Zug nach Hamburg geht? Morgen früh um sechs geht schon mein Dampfer", und er nahm ein Kursbuch vom Bücherregal herunter und begann darin zu blättern.

„Das Kursbuch wird dir da nicht viel helfen," erwiderte der Journalist aufstehend. „Der Nachtzug nach Hamburg ist jedenfalls eingezogen, und wie es um den Abendzug steht, weiß ich nicht. Ich glaube, er geht jetzt eine Stunde früher."

„Wie langweilig," sagte der Regierungsassessor und warf das Kursbuch auf den Tisch. „Die Herren vom Innern sind wirklich reichlich vorsichtig, wegen einer Streikgefahr so viele Züge ausfallen zu lassen. — Was soll ich da machen?"

„Wegen einer Streikgefahr nur, Herbert?"

„Ja, nur wegen einer Streikgefahr. Weiter dürfen wir nicht denken, wenn wir einigermaßen den Kopf auf den Schultern behalten wollen. — Aber was soll ich da tun?"

„Kannst du nicht bis morgen früh warten? Dann käme ich mit. Ich will morgen nach Travemünde, um mir Kräutchens Sonnenwärmegeschichten anzusehen."

„Das tut mir sehr leid; ich muß aber übermorgen um elf im Foreign Office sein. Der poli-

tische Sekt ist schon kalt gestellt. — Aber heute nachmittag kann ich doch nicht fahren, ich habe noch mit einigen Leuten vor meiner Abreise zu reden. Und noch ein gänzlich privater Abschiedsbesuch. — Dann muß ich eben nachts im Auto nach Hamburg. Aber da kannst du doch mitkommen."

„Leider nicht, Herbert. Ich habe meinem Vater versprochen, ihm heute abend zu helfen, und mein Vater versteht unter einem Abend die Zeit von nachts elf bis morgens um vier."

„Schade, daß du mir heute also entschleichst, Wolf. Es wäre doch ganz nett gewesen, die paar Stunden noch zusammen zu sein. — Aber in einer Woche bin ich ja wieder da." Er klingelte und bat den eintretenden Reichstagsdiener, ihnen ihr Überzeug zu bringen. Während sie auf seine Rückkehr warteten, fragte der Journalist:

„Sag' mal, Herbert, weshalb nennst du mich immer Wolf? Findest du diese Verkürzung so blendend schön?"

„Hm. Aufrichtig gesagt: Du hast zuweilen etwas tierisch Schleichendes in deinem Gang. — Nein, ich muß dich um Entschuldigung bitten, einem Wolf bist du gar nicht vergleichbar, da dir dessen Heimtücke und Feigheit völlig fehlen. Aber doch etwas Tierisches — — Vielleicht könnte man dich treffender einem Bären an die Seite stellen — gutmütig, etwas unbeholfen, aber stark, trottest

du einher — und wirst wohl doch im passenden Augenblicke deine Pranken zu brauchen wissen. Na, nichts für ungut!"

Während sie die breite Treppe hinunterschritten, sagte der Regierungsassessor:

„Ja, worum ich dich noch bitten wollte — schau mal gelegentlich nach Friedel. Du kannst ja nachmittags in seiner Literatenhöhle Kaffee trinken und ihn da zufällig treffen — ich glaube, gegen drei ist er immer da!"

Wolfgang Köhler nickte. Schon beim Portal nahm er sich ein Auto, um noch rechtzeitig auf seine Redaktion zu kommen. Herbert von Lauengall hob grüßend die Hand und verschwand dann hinter dem Brandenburger Tore. Die ersten Straßenlaternen wurden gerade angezündet und hoben sich weiß und seltsam aus dem feinen Winterdunst der eben einsetzenden Dämmerung. Die Silhouetten der Räume des Tiergartens begannen sich gegen den grauen Himmel zu verschärfen, den nur einige gelbrote Streifen durchzogen. Das strahlende Gewimmel des Leipziger Platzes kam näher, und bald hatte der fieberhafte Verkehr Berlins den vornehmen Journalisten verschlungen.

Auf seiner Redaktion schrieb er das ihm übertragene Stimmungsbild aus dem Reichstage. Die Arbeit ging nur langsam vorwärts, so daß er das Abendessen zu Hause versäumte. Er speiste also

in einem Restaurant und kam erst um zehn Uhr nach Hause. Er ging unverzüglich ins Kontor seines Vaters, wo er Jürgensen noch tief in der Arbeit antraf. Er bat ihn, den Kommerzienrat zu fragen, ob er ihm jetzt willkommen wäre. Der Däne kehrte nach einigen Minuten mit Bescheid zurück:

„Der Herr Kommerzienrat läßt Sie um Entschuldigung bitten. Es wird ihm leider erst in einer Stunde möglich sein, Sie zu empfangen. Er hat noch einige dringende Sachen mit mir zu besprechen."

Er sagte das völlig korrekt. Doch lag ein Unterton in seiner Stimme, den der Journalist nicht gleich zu deuten wußte. So erwiderte er in prüfendem Scherz:

„Schön. — Ich muß meinem Vater aber doch Vorhaltungen machen, daß er Sie so mißbraucht."

„Ihr Herr Vater entschädigt mich in so generöser Weise für diese Überstunden, daß ich ihm nur dafür dankbar sein kann, daß er mich auch abends arbeiten läßt", antwortete der Däne so bestimmt, daß Wolfgang Köhler sich durchschaut fühlte. So verabschiedete er sich und ging in sein Zimmer hinauf. Er drehte die Schreibtischlampe an, deren durch einen grünen Schirm gedämpftes Licht ihm lieber war, als das grelle des Kronleuchters, stellte sich Zigaretten und Feuerzeug auf einem Schach-

tischchen zurecht, warf sich in seinen tiefen Klubsessel und versuchte, sein heutiges Gespräch mit Herbert von Lauengall noch ganz streng zu durchdenken. Aber die Gedankenketten verzweigten sich nach allen Seiten in immer größeren und flacheren Wellenkreisen, und zwischen den entferntesten traten zuweilen plötzliche, blitzschnelle Kurzschlüsse auf, um für eine Sekunde blendend weiß aufzuleuchten; doch wie einer Meteorhelle folgte dem Lichte stärkeres Dunkel, in dem sich die Augen erst mühsam orientieren mußten, um nur das Allernaheliegendste in den Raum einzuordnen.

Er empfand es endlich als eine Erleichterung, daß die Uhr elf geworden war, so daß er den Gedanken entging, die er heute nicht zu meistern vermochte.

Das Kontor selbst war nur noch durch eine einzige Glühbirne erleuchtet; auch Jürgensen war schon gegangen. Sauber verschlossen waren alle Schränke und Pulte, nicht ein Blättchen Papier lag herum. Die Schreibmaschinen standen unter ihren Holz- und Metallhüllen, nur die gefüllten Papierkörbe legten Zeugnis von reger Tätigkeit ab, und die große, achteckige Wanduhr, die, von der Sternwarte aus elektrisch reguliert, stets die mitteleuropäische Zeit bis auf den Bruchteil einer Sekunde genau angab, tickte unbekümmert weiter.

Wolfgang Köhler klopfte an die Tür zum Pri-

vatkontor seines Vaters und trat ein. Der Kommerzienrat war augenscheinlich ungemein guter Laune. Er rieb sich die Hände und lachte vergnügt vor sich hin.

„Guten Abend, mein Junge, nett, daß du noch kommst. Was gibt es Neues?"

„Ich bringe dir leider so gut wie gar nichts heute, Vater. Denn daß der Kohlenstreik als unvermeidlich angesehen wird, wirst Du besser wissen, als ich."

„Ja, mein Junge. Ich kann dir sogar ein Geheimnis verraten: der Streik wird von den Grubenbesitzern nicht gefürchtet, sondern gewünscht. Und wenn die Arbeiter nicht gutwillig streiken wollen, wird man sie durch Lohnkürzungen und Massenentlassungen dazu zwingen. — Mehr kann ich dir heute nicht sagen; ich bitte dich, auch diese Andeutungen für dich zu behalten. Ich teile sie dir nur mit, damit du dich leichter in allerhand Überraschungen orientieren kannst, die vielleicht schon in der allernächsten Zukunft eintreten. — Vor einigen Tagen erzähltest du mir, daß die russische Kupferexpedition in der Mongolei noch nichts gefunden habe — hast du darüber nichts Neues gehört?"

„Nein, gar nichts."

„Schade. — Ihr hättet doch jedenfalls Nachricht bekommen, falls sich etwas ereignet hätte?"

„Das ist gar nicht gesagt. Bei diesen halb exotischen Dingen ist man auf einer Redaktion ganz auf die Gnade eines unkontrollierbaren Korrespondenten in irgend einem unmöglichen Neste angewiesen. Wir bekommen zuweilen endlose Telegramme über den Anfang irgend einer Geschichte, über deren Verlauf und Resultate wir dann nichts mehr hören. — Liegt dir denn gerade an dieser Sache so viel?"

Der Kommerzienrat strich sich bedächtig den Bart.

„Ich plane einige größere elektrische Anlagen, und da wäre mir billiges Kupfer sehr willkommen. In den letzten Jahrzehnten hat die elektrische Industrie die Kupfer- und Platinpreise in eine ganz unglaubliche Höhe getrieben, da die bekannten Minen nicht allzu ergiebig sind. Schon das Bekanntwerden der Hypothese von großen Kupferlagern in der Mongolei hat auf die Preise etwas eingewirkt, jetzt sind sie aber wieder höher als je vorher."

Wolfgang Köhler hatte seinem Vater nur zerstreut zugehört, und als dieser eine Pause machte, sagte er:

„Entschuldige, daß ich nochmals auf die Kohlensache zu sprechen komme: aber was wird aus den Hunderttausenden von Minenarbeitern werden, und was aus den Millionen von Industriearbeitern,

deren Betriebe durch die verminderte Kohlenbeförderung ruiniert werden?"

„Das ist sehr schwer zu sagen, mein Junge. Denn wenn die Industrie die Krisis — übrigens die schwerste, die sie je bedroht hat — dadurch überwindet, daß sie andere Kräfte an Stelle der Kohle benutzt, so wird sie jedenfalls noch mehr als bisher die menschliche Arbeit ausschalten. Wo die Millionen von Arbeitern sich hinwenden — darüber kann man nur Vermutungen anstellen, da die Geschichte der Industrie keinen Präzedenzfall aufweist. Wir stehen da vor einer so ungeheuren elementaren Katastrophe, daß selbst die furchtbarsten Vulkanausbrüche, Überschwemmungen und Hungersnöte gegen sie gehalten als Bagatellen erscheinen. Unser ganzes Wirtschaftsleben wird im Laufe einiger Monate auf eine neue Basis gestellt, das heißt, die alte Grundlage wird ihm entzogen, und eine neue an deren Stelle zu setzen — hoffen wir, daß es uns gelingt. Eins ist sicher: alles, was nicht eine bombenfeste Konstitution hat, wird im Strudel zerfetzt werden."

Er schwieg. Sein Gesicht zeigte einen stolzen und herrischen Ausdruck. Leise sagte sein Sohn:

„Aber die Millionen von Arbeitern, für die ihr doch bis zu einem gewissen Grade verantwortlich seid —"

Der Kommerzienrat pfiff leise durch die Zähne:

„Verantwortung, Gewissenlosigkeit — das sind alles Begriffe, die vor der Wucht solcher Elementarkatastrophen zerflattern. Hier gilt nur die Frage, ob lebensfähig oder schwach. Viel wird zugrunde gehen, und wer nicht selbst mit in den Strudel gerissen werden will, denke nur an seine eigene Zukunft. Je mehr das tun, um so besser. Um so mehr werden auch die Katastrophe überstehen."

Wolfgang Köhler sah seinen Vater an. Er erinnerte sich, als Kind zuweilen vor dieser kalten, erregungslosen Härte gezittert zu haben. Und er wußte, daß hier ein Ausgleich nicht möglich war. Er sagte:

„Verzeih', meine Frage war taktlos gestellt. Ich wollte nur gern die Meinung darüber hören, wie sich wohl die Zukunft der Arbeiter gestalten könnte."

Der Kommerzienrat spielte mit einem Briefe:

„Es wäre ja ein starkes Zurückfluten nach dem Lande denkbar, etwa in der Richtung auf die Bildung vieler kleiner selbständiger Bauernexistenzen zu — vielleicht kommt die Regierung dem durch Aufhebung der Majorate und Enteignung und Aufteilung eines Teiles des Großgrundbesitzes entgegen."

Der Journalist dachte eine Weile nach und sagte dann:

„Ist denn unsere Landwirtschaft, ich meine die Produktionskraft des Bodens selbst, überhaupt

imstande, so viele Millionen von Menschen aufzusaugen?"

„Zum Teil jedenfalls. Deutschland hat doch noch vor fünfzig Jahren über dreißig Millionen Menschen durch die Landwirtschaft ernährt. — Viel schwerwiegender ist aber die Frage, ob die Millionen die Elastizität haben, so plötzlich umzukehren. Und da kann kein Gesetz helfen. — Ja, mein Junge, es tut mir leid, dich heute zwecklos zu mir bemüht zu haben. Leg' dich lieber jetzt schlafen, da du morgen so früh aufstehen mußt."

IV.

Sechs Tage später stand Wolfgang Köhler wieder auf dem Perron und sah zerstreut auf das weiße Schild, wo mit roten Buchstaben die Ankunft des Schnellzugs aus Lübeck — desselben Zuges, mit dem er soeben eingetroffen war — angezeigt wurde. Ein Dienstmann, der ihn eine Fahrkarte erster Klasse dem Beamten hatte abgeben sehen, hatte sich schon seines Handkoffers bemächtigt und stand rauh-höflich und auf Bescheid wartend neben ihm. Aber der Journalist sah noch immer auf die hastenden Menschenmassen, verfolgte mit Interesse einen Zeitungsverkäufer, der unter seinem schweren Ständer weit zur Seite bog, um im Gleichgewicht zu bleiben, musterte die Handgepäckausgabe, den selbstsicheren und sauber rasierten Bahnhofsportier in der fleckenlosen Uniform, den Blumenstand, die große Uhr, deren Minutenzeiger sich erschreckend ruckweise bewegte, und die verschiedenen Aufschriften auf Holz- und Glasschildern, und nicht am wenigsten die große, rauchgeschwärzte Halle selbst mit einem Interesse, als ob ihm der Anblick

eines großstädtischen Bahnhofes etwas ganz Neues und Bemerkenswertes sei.

Auf einmal legte sich die kalte, undurchdringliche Maske des geborenen Berliners über sein Gesicht, in dem jetzt nichts mehr als Sicherheit und Gleichgültigkeit zu lesen war. Er sagte kurz:

„Besorgen Sie mir ein geschlossenes Auto und stellen Sie den Koffer auf den Bock."

Der Dienstmann verschwand. Den weichen Hut in die Stirne gedrückt und die Hände tief in die breiten Taschen seines englischen Überziehers versenkt, schritt der Journalist die immer unsaubere, breite Steintreppe hinunter. Er blickte den Schutzmann nicht einmal an, der ihm ein handtellergroßes Blechschild mit einer Droschkennummer übergeben wollte.

Als er schon in dem Automobil saß und den Dienstmann bezahlte, wurde der Ausdruck seines Gesichtes wieder unsicher. Er rief den Mann zurück:

„Ach bitte, lassen Sie den Koffer lieber durch die Paketfahrt an die Adresse bringen" — er zog seine Visitenkarte hervor — „ich warte hier." Und als er den Belegschein erhalten und den Dienstmann herzlich mit einem Worte des Dankes für die neue Mühe reichlich entschädigt hatte, gab er dem Chauffeur Bescheid:

„Café des Westens, Kurfürstendamm."

Während der Motor sich in Gang setzte, zog Wolfgang Köhler seine flache Taschenuhr hervor und betrachtete sie lange — obgleich er doch auf den ersten Blick hätte sehen können, daß sie halb vier wies. Aber er war überhaupt so zerstreut — er fühlte es selbst mit Scham, als er die Uhr, erst nach einigen Minuten erwachend, in die Tasche steckte, und, um sich etwas zu sammeln, legte er seine Füße auf die niederklappbare vordere Sitzbank, obwohl deren federnder Auftrieb ihn genierte, und schloß die Augen für den Rest der Fahrt.

Im Café traf er Friedel und Jürgensen mit Thora Gyldenkrone. Er setzte sich zu ihnen.

„Wo sind Sie sie so lange gewesen?" fragte ihn Friedel. „Ich habe mehrmals Ihren Herrn Vater angerufen, aber der konnte mir auch nur sagen, daß Sie zu Kräutchens Station bei Travemünde gereist seien — weshalb Sie so lange fortblieben, wußte er nicht."

„Ich bin auch gar nicht viel weiter als Travemünde gewesen, nur einige Kilometer. Es war sehr schön dort am Strande. Es herrschte gerade so ein merkwürdiger, warmer und feuchter Sturm, der den Schnee auflöste, so daß die braune Ackerkrume durchbrach — gerade so, als ob es bald Frühling werden sollte. Und die Wolken waren schwer und dunkel und zogen ganz tief. Es war sehr schön", wiederholte er und sah vor sich hin.

Nach einer Weile nahm er sich zusammen und sagte:

„Übrigens haben Kräutchens Anlagen mich enttäuscht, obwohl ich natürlich gar nichts von solchen Dingen verstehe.“

Niemand antwortete. Jürgensen und Thora Gyldenkrone saßen still da; Friedel hatte die Wange auf die Hand gestützt und sah verträumt in die Leere, als lauschte er noch einem seltsam-wehmütigen Tone, der in den Ohren der anderen schon längst verklungen war.

Das Schweigen war schon peinlich geworden, als Ulrich Frick eintrat und rothaarig und unverschämt an den Tisch herankam. Der Journalist machte ihn mit Jürgensen und dessen Freundin bekannt und bat ihn, Platz zu nehmen.

Schon das Aufstehen und das Rücken mit den Stühlen, sowie die wenigen formellen Worte hatten erfrischend gewirkt. Jetzt kam wieder ein Gespräch in Gang.

Ulrich Frick bestellte sich unverzüglich eine Berliner Weiße, dieses widerliche, fade und säuerliche Getränk im plebejischen Glase. Er tat einen kräftigen Schluck und sah sich dann vergnügt im Kreise um. Dann wandte er sich an den Journalisten:

„Habe mit großem Interesse Ihren Artikel über Kräutchen gelesen. Klar und scharf. Bravo. Sehr objektiv, außerordentlich objektiv, wie? So ob-

jektiv, daß der Leser sich selbst sein Urteil bilden kann, keines vorgekaut bekommt. — Vornehme Journalistik! — Hämische Nörgler könnten freilich voll Bosheit behaupten, daß der Herr Verfasser gar kein eigenes Urteil gehabt habe, he? Doch darüber gehen wir mit Achselzucken hinweg."

Wolfgang Köhler lachte:

„Die hämischen Nörgler hätten vollkommen recht. Ich bin doch kein Fachmann und kann deshalb Geheimrat Kräutchens Unternehmung gar nicht sachlich kritisieren. Und mein persönlicher Eindruck ist doch vollkommen uninteressant, da er eben gar keine solide Grundlage hat."

„Was war Ihr persönlicher Eindruck, falls Sie ihn uns mitteilen wollen?" fragte Friedel, und seine Lippen bebten ganz leise.

„Also gut — auf die Gefahr hin, durch die allernächsten Monate widerlegt zu werden: es ist eine Spielerei, wenn auch eine schöne und tiefsinnige. Aber andere, als ästhetische Konsequenzen wird sie nicht haben."

Auf Friedels bleichen Wangen zogen rötliche Flecken flüchtig hin und her, wie ein Sonnenspiegel auf ganz sanft schaukelndem Meer.

Jürgensen fragte:

„Wenn es jetzt wirklich mit den Kohlen ernst werden sollte, wird es keinen anderen Ausweg als die Elektrizität geben?"

Wolfgang Köhler sah ihn an und sagte zögernd:

„Nein, soweit ich es beurteilen kann. Aber in den Wasserkräften ist ja noch ein vollwertiger Ersatz für die Kohle vorhanden. Eine andere Frage ist freilich das Schicksal der Minenarbeiter und der — —"

Der Däne ließ seine Faust so schwer auf die marmorne Tischplatte fallen, daß Tassen und Gläser klirrten. Alle wandten sich erstaunt ihm zu. Er senkte den Kopf und sagte, wie ein Knabe errötend:

„Verzeihen Sie mir."

Doch dann tauschte er mit seiner Freundin einen Blick aus, und diese nickte ernst.

Es entstand eine Pause. Jürgensen rührte düster seinen Kaffee um. Endlich sagte Friedel leise:

„Was für ästhetische Resultate, Herr Köhler?"

Dieser antwortete gesenkten Blickes:

„Das war nur ein Gedanke. Jetzt in Berlin kommt er mir fast unverständlich vor. Aber in meinem kleinen Fischerdörfchen an der stürmenden Ostsee, wo mir die Tage so lang waren und ich im Regen auf den durchnäßten Dünen saß oder stundenlang zwischen mannshohen Dornenhecken auf lehmigen Wegen ging und durch die Lücken zuweilen auf die Felder sah, wo die Schollen gerade durch den löcherigen und schmutzigen Schnee

brachen und in der Ferne kleine Wäldchen standen, oder in dem Strandtempel, von dem die Aussicht über Land und Meer frei ist, und durch den der Wind saust — da mußte ich immer wieder daran denken, wie groß es sei, daß der Mensch jetzt versucht, den ganzen ungeheuer langsamen Umformungsprozeß des Sonnenlichtes durch die Pflanze zur Kohle und von dort zu Wärme und Elektrizität mit deren tausendfachen Wiederumformungen einfach zu überspringen und direkt das Sonnenlicht in technisch brauchbare Energie verwandelt. Und dann durchfuhr mich plötzlich der Gedanke, daß der Mensch auch hierbei des Mediums nicht entbehren könne, und wenn es sich auch nur um einige Spiegel und Drähte handelte. Das erschien mir als ein Hohn der Natur; die Natur läßt den Menschen zwar ihre Prozesse abkürzen, doch läßt sie sich selbst nicht ausschalten. Die Technik macht die Fläche kleiner und kleiner, die der Mensch zum Fußhalt braucht, aber auch zerbrechlicher. Und ein Ding, das sich dauernd zuspitzt, findet einmal auch ein Ende. Und damit kam mir plötzlich die Einsicht von den Grenzen von Menschheit und Technik, die Grenze, die von der mißhandelten, zertrampelten, vergewaltigten und dennoch am Schlusse triumphierenden Natur gesteckt sind."

„Aber worin liegt dann der Sinn des mensch-

lichen Daseins?" fragte Thora Gyldenkrone und strich sich mit der linken Hand das schöne Haar aus der Stirn.

„Der Sinn des Daseins?" krähte Ulrich Frick. „Ja, mein gnädiges Fräulein, der liegt weder in der Zukunft, noch in der Gegenwart, sondern simpel im Gewesensein. Das heißt . . ."

„Daß Sie sich nur aufzuhängen brauchen, damit sogar Ihr Dasein einen Sinn bekommt. Denken Sie doch an die Chance!" sagte Herbert von Lauengall. Niemand hatte sein Kommen bemerkt, und es gab einen allgemeinen, freudigen Aufruhr. Friedel drückte seinem Bruder herzlich die Hand.

„Wann bist du denn gekommen?" fragte Wolfgang Köhler.

„Heute früh. Habe gerade einige Besuche erledigt, offizielle wie private, und wollte mich darauf in den Schoß meiner Familie begeben. Mein unfehlbarer Instinkt hat mich also richtig geleitet, als er mich hierherführte. — Ja, meine Herrschaften, wenn es Ihnen recht ist" — er verbeugte sich leicht vor Thora Gyldenkrone —, „möchte ich mir erlauben, sie zu einem bescheidenen Abendessen einzuladen. Ich habe nämlich eine Kleinigkeit zu feiern. Aber nicht hier unten. Oben sind separate Zimmer. Da ist es gemütlicher."

Sie bezahlten und ließen sich vom Kellner im

ersten Stock ein Zimmer anweisen. Auf der Treppe fragte der Journalist seinen Freund:

„Regierungsrat?"

„Ja, aber noch nicht offiziell."

„Also meinen Glückwunsch!"

„Wenn man das Vaterland gerettet hat, verdient man doch wohl eine kleine Aufmunterung, solches zu wiederholen." —

Das Zimmer war klein und lauschig: schwere, dunkelrote Vorhänge an dem Fenster, ein gleichfalls dunkelroter, weicher Smyrnateppich auf dem Estrich, an der einen Wand ein Sofa, davor ein Tisch mit verhältnismäßig niedrigen Beinen und einige Polsterstühle mit Armlehnen, zum Sofa passend. An den anderen Wänden Rauchtischchen und Klubsessel; an der Decke ein strahlendweißer Kronleuchter und auf jedem Tische eine rotschirmige Stehlampe. Das Fenster ging auf den Kurfürstendamm hinaus; als gedämpftes, rollendes und zuweilen anschwellendes Geräusch klang der Straßenlärm herein.

Das erste, was Herbert von Lauengall tat, nachdem er sich vergewissert hatte, daß die Garderobe in die Hände des pflichtgetreuen Portiers übergegangen war, bestand darin, den Kronleuchter auszudrehen und die Stehlampen einzuschalten.

„Das weiße Licht ist mir zu sachlich, heute will

ich eine fiktionsbefördernde Beleuchtung haben“, erklärte er.

In den wenigen Minuten, die durch das Mustern der Zimmereinrichtung ausgefüllt wurden, hatten die beiden diskreten Kellner schon den Tisch gedeckt. Der junge geschmeidige Regierungsrat flüsterte ihnen einige Worte zu, und sie zogen sich zurück, Ulrich Fricks auffällig-nachlässige Erscheinung mit einem verstohlenen Blicke prüfend. Doch wußten sie aus Erfahrung, daß es bequemer sei, auf die Gäste und die Vorgänge in den Separatzimmern Berliner Cafés nicht allzu genau zu achten, um nicht gelegentlich als Zeuge in peinlichen Prozessen auftreten zu müssen.

„Darf ich bitten?“ Herbert von Lauengall wies mit der Hand auf den Tisch. „Gnädiges Fräulein, Sie haben wohl die Liebenswürdigkeit, auf dem Sofa Platz zu nehmen. Ach, meine Herren, setzen Sie sich doch, wie es sich trifft!“ Er selbst nahm an der Schmalseite des Tisches Platz; neben ihm saß Thora Gyldenkrone auf dem Sofa und an ihrer Seite Ulrich Frick. Dem Regierungsrat gegenüber saß Friedel und neben diesem an der Breitseite des Tisches Jürgensen. Wolfgang Köhler saß rechts von seinem Freunde neben dem Dänen und dessen Freundin gegenüber.

In einem riesigen, ausgehöhlten Eisblocke wurde Kaviar hereingetragen. Ein Kellner legte auf, ein

zweiter goß Champagner in die Gläser, und sah dabei mit Erstaunen, daß Ulrich Frick — der sein Glas emporreckte — unsaubere Fingernägel hatte.

Der Regierungsrat erhob sich:

„Ein Glas auf Ihr schönes und so weit fortgeschrittenes Vaterland, gnädiges Fräulein, Herr Jürgensen. Was Ökonomie und Sozialpolitik angeht, sind wir Ihnen um viele hundert Jahre zurück."

Die Deutschen hatten sich gleichfalls erhoben und tranken. Thora Gyldenkrone tat höflich Bescheid. Jürgensen rührte nicht an sein Glas und sah mit zusammengekniffenen Lippen vor sich hin.

Herbert von Lauengall wandte sich mit einem fragenden Blick an Wolfgang Köhler. Dieser zuckte unverstehend die Achseln.

Ulrich Frick trank sein Glas aus und wischte sich breit den Mund mit seiner Serviette. Dabei zerquetschte er einige Kaviarkörner, die zwischen seinen Bartstoppeln an der Wange kleben blieben, was unappetitlich aussah.

„Oho, Herr Däne, das gibt es nicht! Wenn Sie nicht mit auf ihr soziales Königreich anstoßen wollen, dann heraus mit den Gründen — falls sie sachlich sind" — er hob abwehrend die Hand und spreizte die Finger —, „persönlich-peinliche Erfahrungen interessieren uns nicht. Hoho! Was ist denn faul an diesem Dänemark, das in der Welt vorangeht, he?"

„Es sind sachliche Gründe," sagte Jürgensen und blickte ihn ernst an. „Es tut mir leid, gegen unseren liebenswürdigen Wirt unhöflich gewesen zu sein. Vielleicht wird er mich entschuldigen, wenn er hört, daß es sachliche Gründe sind."

Herbert von Lauengall nickte ihm freundlich zu. Ulrich Frick wollte wieder auffahren, aber da legte sich zu seiner Überraschung Thora Gyldenkrones Hand auf seinen Arm. Er schwieg betroffen. Übrigens kam im selben Augenblicke der Kellner mit dem nächsten Gang herein, und so konnte man über den kleinen Zwischenfall hinweggleiten. Sie aßen schweigend. Plötzlich lehnte sich Friedel auf seinem Sessel zurück:

„Aber das ist ja derselbe unlösbare Konflikt wie im Tristan, in Tonio Kröger in der Königlichen Hoheit. — Nur daß Nagel ins Wasser springt, während Thomas Mann eine Lösung gibt."

Jürgensen verstand die Anspielung sofort. Der Regierungsrat dagegen nicht. Er sah fragend Wolfgang Köhler an. Dieser dachte etwas nach, dann sagte er:

„Hamsuns Mysterien."

„Aha. — Du, Wolf, hast du das Buch im Kopfe?"

„So einigermaßen."

„Weißt du, was er über Gladstone sagt?"

Der Journalist nickte.

Ulrich Frick trommelte mit den Fingern auf den Tisch. Er konnte kaum an sich halten, doch wartete er die Antwort des Dänen ab.

Jürgensen schob seinen Teller fort, legte Gabel und Messer sorgsam auf die Glasbank, stellte sein Sektglas symmetrisch vor den Teller. Er sagte:

„Sie haben recht, Herr von Lauengall. Es ist derselbe Konflikt zwischen der undifferenzierten, lebensfähigen Masse und dem Individuum, das doch noch so weit Mensch ist, daß es — — — Aber gibt denn Thomas Mann wirklich eine Lösung?" unterbrach er sich selbst.

Aber jetzt zappelte Ulrich Frick so wild auf seinem Sessel, daß er sich mit beiden Händen an dem Tischrande festhalten mußte, um nicht hinabzugleiten.

„Ein Thomas Mann-Schwärmer, Herr Graf, he? Natürlich, natürlich, Thomas Mann hat ja das Geheimnis unserer Zeit aufgedeckt, die Halbheit der noch übrigen Individuen und den kompletten Stumpfsinn der ineinandergreifenden Maschinenteile, zu denen auch Klaus Heinrich schon halb gehört. Und bei Knut Hamsun finden Sie dasselbe? Wie? Bravo! bravo! Menschenkind, haben Sie einen scharfen Kopf. Darf ich Sie als Mitarbeiter an meinem Lebenswerk engagieren, wie? Wollen Sie? Die Menschheit durch den Gedanken zu vergiften! Wenn sie einmal schonungslos gegen

sich selbst denken kann, ist sie fertig, kann wie Nagel vom Kai ins Meer springen, und einige Blasen steigen auf. Weiter nichts. Einige Blasen steigen auf, hören Sie? Weiter nichts! Gar nichts! Die Grundlagen sind da, es fehlt nicht mehr viel. Die Menschheit könnte schon denken, sie wagt es nur nicht richtig. Wird schon kommen, wird schon kommen, wenn wir nur fleißig weiterarbeiten. Wie? Aber weg mit ihren Götzen, Herr Lyriker. Thomas Mann ist ein Blender, ein Feuilletonist, ein Scharlatan. Er sieht das Problem, aber er wagt es nicht zu durchdenken, wagt nicht die Konsequenzen zu ziehen, wagt nicht ins Meer zu springen. Hat auch einen alten Eisenring, aber hat ihn ins Meer geworfen, obgleich er recht genau weiß, was Humbug ist! Nämlich der Konflikt des halben Individuums, des intelligenten Kulturmenschen, der noch nicht ganz zum Maschinenteile geworden ist, aber es werden muß, wenn er sich auch noch so sehr dagegen sträubt, he! Da hilft kein Arbeiten für die anderen, da hilft keine Freude am primitiven Menschen, da helfen keine Zuckerbrötchen schon am Morgen und keine ausschließlichen Lackschuhe. Das ist nicht nur Feigheit, das ist Frivolität, wie? Hoho, Herr Literat! Das ist eine Gaukelei mit Ewigkeitswerten, das ist Pfaffentum, ganz gemeines Pfaffentum, das sind billige Kompromißchen, wo ein anständiger

Mensch nur ein Ding tun könnte: ins Wasser springen. Weg mit den Götzen, Herr Lyriker. Und wenn Thomas Mann zwar um die Existenz des grauenvollen Chaos — den Ausdruck werde ich ihnen nie vergessen — wissen kann, sich aber doch nicht getraut, hineinzuschauen, dann werfen Sie seine Bücher fort und helfen Sie mir, der Menschheit den Sprung vom Kai zu erleichtern. Nur Denken verlange ich von ihnen, sonst nichts!"

Und damit sprang er auf. Er hielt aber noch mit beiden Händen das Tischtuch fest, so daß sich über ihn und Friedel belegte Teller und halbgefüllte Gläser ergossen und dann klirrend zu Boden stürzten. Friedel sprang entsetzt auf, Ulrich Frick selbst war betroffen, Thora Gyldenkrone fuhr zusammen. Glücklicherweise war ein Kellner zur Stelle. —

Herbert von Lauengall ließ sich durch das Geschehnis nicht anfechten. Er stellte sein Sektglas hart auf das Stückchen polierten Tisch, das vor ihm auftauchte — das Glas glitt die Spanne, bis es den Rand des Tischtuches erreichte, gliau! klang es auf, schlug hin und goß einen breiten, schäumenden Streifen über die ganze Tafel. Während der Kellner mit schnellen und sicheren Griffen Ordnung machte, sagte der Regierungsrat ruhig:

„Verehrter Herr Menschheitsmörder! Wenn Sie Hamsuns reifere Bücher, zum Beispiele die ‚Neue

Erde' gelesen hätten, würden Sie wissen, daß er in seiner Reife — die Mysterien sind trotz ihrer Tiefe und unvergänglichen Schönheit eine Jugendarbeit — zu genau denselben Resultaten kommt, wie Thomas Mann, nämlich der Resignation vor dem Unlösbaren und der Freude am Erreichbaren. Den Verzicht darauf, einen hohen Intellekt auf unlösbare Probleme zu vergeuden — ein intelligenter Mensch sieht natürlich tiefere Rätsel, als ein Idiot —, sondern ihn in praktischer Arbeit anzuwenden, soviel doch noch zu leisten, wie man es trotz seiner Halbheit, oder wegen der durch diese bedingten besonderen Qualifikationen eben kann. — Die Kleinigkeit, daß zwar Nagel ins Meer sprang, aber durchaus nicht Knut Hamsun, übergehe ich mit der Bemerkung, daß Hamsun sehr wohl sein Leben fröhlich genießt, obgleich ich seine Stellung zu Zuckerbrötchen schon am Morgen und ausschließlichen Lackschuhen nicht kenne. Die Personalfrage gänzlich ausschaltend, möchte ich die Behauptung aufstellen, daß es größer ist, mit dem Grauen vor dem Chaos in der Brust doch noch lächelnd zu leben und zu arbeiten, als feige — ich unterstreiche diesen Ausdruck — fortzulaufen — wie es Nagel, aber nicht Hamsun tat."

Friedel trat an ihn heran:

„Du, Herbert, ich danke dir!"

Der Regierungsrat wandte sich halb nach ihm herum; er lächelte.

„Ich muß doch meinen kleinen Bruder, wie die durch den Unfall betroffenen beiden Herren in Schutz nehmen.“

Inzwischen hatte der Kellner den Tisch wieder in beste Ordnung gebracht. Thora Gyldenkrone neigte sich Ulrich Frick zu und sagte leise:

„Ihnen muß eine Frau sehr weh getan haben.“

Er sah sie ganz überrascht an und seine Arme sanken schlaff herab.

„Nichts für ungut! Zum Wohle, Herr Frick!“

Und Herbert von Lauengall trank ihm zu.

„Ich kann nicht verstehen,“ sagte Friedel, „weshalb uns die unreifen Bücher, also die Mysterien, der Tonio Kröger, mehr geben, als die reiferen Arbeiten derselben Dichter. Das ist doch sonderbar.“

„Es ist nicht so sonderbar, Friedel,“ erwiderte ihm Wolfgang Köhler. „Die Bücher, die wir unreif nennen, geben nur einen Orientierungsversuch und gleichzeitig doch eine Ahnung von der Divergenz zwischen der unfaßbaren Realität, dem Chaos — und allen Orientierungsversuchen. Reife Bücher geben ein geschlossenes Weltbild, und sind schon deshalb leer, verlogen. Wir verlangen nach keinen neuen Orientierungen mehr, was wir wollen ist gerade das Chaos, wenn auch nur in sekunden-

langem Aufblitzen, und das finden wir nie in ‚reifen‘ Büchern.“

Auf einmal hob Jürgensen errötend den Kopf und sagte zu dem ihm gegenübersitzenden Ulrich Frick:

„Sie brauchen die Menschheit nicht mehr mit dem Gedanken zu vergiften, wenn Sie sehen wollen, wie die Welt ohne ganze und halbe Individuen, sondern nur noch als einzige Maschine aussieht. Gehen Sie nach Dänemark, dort haben Sie die Menschheit ohne Menschen, dort haben Sie den letzten Menschen, dessen Geschlecht unaustilgbar ist wie der Erdfloh. Aber ich mag nicht auf sein Wohl trinken.“

Nun lebte Ulrich Frick wieder auf; hier sah er sich einem Menschen gegenüber, den er zu einem unebenbürtigen Gegner machen konnte. Das sagte ihm sein Instinkt, und der war fein.

„Werfen die Dänen nicht mehr den Pfeil ihrer Sehnsucht über den Menschen hinaus?“ fragte er noch verhältnismäßig gesittet.

„Nein, sie haben das Glück erfunden und blinzeln. — Sie haben die wahre Demokratie aufgerichtet, wo es keine Hemmungen, nicht einmal die der gesellschaftlichen Vorurteile gibt, so daß jeder wirklich ganz von selbst auf den Platz geschoben wird, der ihm seinen Fähigkeiten nach zukommt. Sie haben ihr Land in einen Gemüsegarten verwandelt, wo jeder Quadratzentimeter

rationell ausgebeutet wird und kein Samenkorn und kein Regentropfen mehr verschwendet wird. Sie haben Kassen für Arbeitslosigkeit und Krankheit und Alter, sie haben Aufnahmehäuser für die Obdachlosen. Sie haben die Not abgeschafft — aber damit auch das Chaos in sich, so daß sie nie mehr einen tanzenden Stern gebären werden. Der eine dichtet ein bißchen, der andere malt ein bißchen, der dritte musiziert ein bißchen, denn das befördert die Verdauung, aber mehr nicht. Und mit der Ordnung in der Sozietät ist die Ordnung in die Geister eingezogen, das Denken ist ja so unbequem. Die Verschiedenheit ist unbequem. Auch Gefühle können unbequem werden, und deshalb hat man sie abgeschafft. Man hat Formeln an Stelle der Gefühle gesetzt. Man dankt mit einer festen Formel für das Essen, den Abend, für das letztemal — ja in gewissen, allnächtlich wiederkehrenden Vorgängen dankt die wohlerzogene Frau dem sie beglückthabenden Manne. Haben Sie einmal zwei Dänen beobachtet, die sich nach längerer Trennung wiedersehen? Da bekommen Sie einen Begriff von der sauberen Ordnung in dänischen Köpfen. Das Gespräch geht seinen streng vorgeschriebenen Gang: Willkommen wieder in Dänemark! — Gleicherweise. — Dank für das letztemal! — Gleicherweise. — Wie geht es dir? — Danke gut, und dir? — Danke, sehr gut. —

Wie geht es deiner Frau? — — Und so geht es eine halbe Stunde in fest vorgeschriebenen Redensarten weiter, und das Gespräch muß mit den Worten enden: Kommst du nicht bald zu uns herauf? — Ja, das will ich furchtbar gern. Wehe dem, der einem einzigen Ausdruck eine individuelle Form gibt — von den Lümmeln ganz zu schweigen, die nicht für das letztemal danken — man ist als Revolutionär geächtet, man hat das dänische Gleichgewicht bedenklich in Unordnung gebracht. Denn in den Zeitungen steht sogar täglich unter fetter Überschrift angegeben, worüber man heute zu sprechen hat, damit man nicht plötzlich ein überraschendes Thema ergreife. Und die paar intelligenten Dänen, die Dänen mit Initiative, die verrückt zu werden fürchteten, wenn sie immer haarscharf dasselbe tun, dasselbe denken, dasselbe sagen müßten, wie alle anderen Menschen, die sind fortgelaufen, ans andere Ende der Welt gelaufen, nach Siam, nach Sibirien, nach Argentinien, nach Kalifornien gelaufen, nur, um soweit wie möglich von ihrer ordentlichen Heimat entfernt zu sein. Das sind verfemte Phantasten, keine ordentlichen Menschen. Die ordentlichen Dänen haben ihren Platz in der Welt gefunden, kümmern sich nicht darum, was um sie her vorgeht, aber sie springen durchaus nicht vom Kai ins Meer, sie schlafen vielmehr idiotisch lächelnd

ihrem Ende entgegen. Den Zwiespalt haben sie überwunden, sie haben den letzten Rest des individuellen — und sei es auch nur das bescheidenste Gefühlchen — ausgeschaltet. — Nein, Herr Frick, wenn Sie Dänemark kennten, würde Ihnen vor diesen letzten Menschen grauen, und Sie würden nimmermehr in dieser Richtung arbeiten."

„Aber es graut ja auch Herrn Frick vor diesen letzten Menschen," sagte Herbert von Lauengall kalt und laut, „ihm graut vor seinem eigenen Zerstörungswerk." Er blickte Ulrich Frick ein wenig malitiös lächelnd an: „Sie waren einmal so liebenswürdig, mir rückhaltlos die Augen über mich selbst zu öffnen. Wenn Sie Offenheit so hoch schätzen, können Sie auch mir unmöglich verübeln, wenn ich offenherzig bin."

Der Rothaarige antwortete nicht.

„Also, es graut Ihnen vor Ihrem Zerstörungswerke, es graut Ihnen vor Ihrer eigenen Person. Denn sonst könnten Sie nicht an feigem Pathos wie Nagels Selbstmord Gefallen finden. Sonst würde er zugeben, daß das Ende nicht die Verzweiflung vor dem unlösbaren Problem sein kann, sondern das stumpfsinnige Achselzucken vor der Unlösbarkeit, das selbstzufriedene Vegetieren trotz des Wissens um unlösbare Probleme."

In Friedel regte sich der Drang, für den Unterliegenden einzutreten. Er sagte:

„Du tust Herrn Frick unrecht. Er ist nicht so blind, wie du denkst. Er ist ganz klar darüber, daß das Ende nicht la grande geste, sondern der völlige Ausgleich aller Kräfte sein muß. Ein Dänemark über die ganze Welt. Das hat er mir selbst gesagt, als wir uns zum ersten Male trafen."

Der Regierungsrat fragte ruhig:

„Woher kommt dann aber Herrn Fricks plötzliche Begeisterung für Nagel, dessen Selbstmord eben niemals den Untergang der Menschheit beschleunigen kann, sondern ihn aufhält? Wäre er konsequent, müßte er zu Hamsun und Thomas Mann halten, die eben nicht vom Kai ins Meer springen, sondern trotz des Zwiespaltes weiterleben und schon dadurch das zersetzende Gift immer mehr verbreiten. Da scheint mir ein Punkt zu sein, wo der denkmutige Herr Frick doch nicht weiter zu denken wagt und lieber, wie Nagel, ins Meer springt. Eine pathetische Inkonsequenz."

Thora Gyldenkrone wandte sich dem Rothaarigen zu, der ganz in sich zusammengesunken war:

„Sie haben einmal ein wunderschönes Bild von der Welt gehabt, und das hat Ihnen der Verrat einer Frau zerstört. Deshalb wollen Sie sich jetzt an der ganzen Welt rächen, wenn Sie auch selbst dabei untergehen müssen."

Herbert von Lauengall wandte sich Wolfgang Köhler zu:

„Du, Wolf, auf einmal verstehe ich Thomas Mann. Sein Problem ist nämlich ganz anders, als man es gewöhnlich denkt. Viel tiefer."

„Natürlich haben alle anderen Kritiker die Rolle der Fiktionen nicht genügend beobachtet", erwiderte der Journalist ein wenig boshaft.

„Erraten! Du bist ein Genie. — Also man sagt, er stellt auf vielfältige Weise den Gegensatz vom Künstler zur Realität dar. Künstler im weitesten Sinne vom beobachtend-produzierenden Menschen. Die Sache ist aber ganz anders; er gibt den Gegensatz von individuellen Fiktionen zu konventionellen Fiktionen — die man übrigens zu allen Zeiten mit der Realität verwechselt hat — und den Ausgleich, den er versucht, den Ausgleich, den Herr Frick unberechtigterweise als Scheinlösung, als Kompromiß bezeichnet, das ist die Ahnung von der heraufdämmernden Realität, die uns heute noch fast unfaßbar ist, das ist die Ahnung vom grauenvollen Chaos des Daseins, wie du so hübsch immer sagst. — Kinder," sagte er laut, „ich verstehe nichts von Literatur, obgleich ich auf meine Weise meine Freude daran habe. Aber trinken wir jetzt stehend ein Glas gleichzeitig auf die beiden Großen, Hamsun und Mann — Sie, Herr Frick, können heimlich auf Nagel trinken —, die so reich und tief sind, daß man über sie Jahre lang streiten kann. Und wenn man sie so heruntermacht, aber dabei so

gründlich kennt, wie Herr Frick, beweist es das nur, wie ernst man sie nimmt, ob nun als Freunde, oder als Gegner. Wollen wir mit einem Glase die beiden Herren als Männer ehren, die eigene Wege gehen, und wenn die auch zur Hölle führen. Es ist anbetungswürdig von ihnen, daß überhaupt in dieser Zeit jemand sich getraut, einen eigenen Weg zu gehen."

Alle waren aufgestanden und taten Bescheid. Als man wieder saß, beugte sich der Regierungsrat zu Thora Gyldenkrone:

„Es gehört viel Liebe zur Heimat dazu, so über sie zu sprechen, wie es Herr Jürgensen tat. — In seinem Herzen schlummert ein weihevoller Begriff von Dänemark, ein märchenschönes Bild, das sich mit der Realität nicht decken will. Nur wer heiß liebt, kann so hassen."

Sie sah ihn mit ihren großen Augen an, und ein feines Lächeln huschte über ihr Gesicht.

Jetzt nahm ein neues Gericht die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch. Mitten im Essen sagte Wolfgang Köhler quer über den Tisch zu Ulrich Frick:

„Ich glaube, Sie jetzt zu verstehen — vielleicht besser, als Sie selbst. Jedenfalls scheint mir der Widerspruch, den Herr von Lauengall zwischen Ihren Äußerungen konstatiert hat, sehr wohl lösbar zu sein."

Der stumpfe Gesichtsausdruck des Rothaarigen verschwand auf einmal. Jede Fiber spannte sich. Der Journalist sah ihn nicht mehr an; leicht mit seinem Messer spielend, fuhr er ruhig und sachlich fort:

„Wenn alles so weitergeht, wie es bisher gegangen ist, dann führt allerdings der Weg zur absoluten Mechanisierung der Menschheit, zum restlosen Ausgleich — kurz zum allgemeinen Dänemark, und die Menschen sterben aus, weil sie schließlich sogar zum Kinderzeugen zu bequem geworden sind. Aber diese Entwicklung setzt doch die Unerschöpflichkeit der Naturschätze voraus. Der allgemeine Stumpfsinn ist doch nur auf der Höhe einer ungeheuer organisierten Technik denkbar, einer Technik, die den Menschen vollständig von der Natur und auch von seiner eigenen Natur unabhängig macht. Aber wenn jetzt die Grundlagen dieser Technik fortfallen! — Die Frage liegt ja in der Luft. — Was dann? Ist von der schwindelnden Höhe, auf der wir uns befinden, eine Rückkehr zur Natur denkbar? Oder müssen wir nicht bei dem Sturze zerschmettert werden? Ich weiß es nicht. Doch sehe ich, daß dieser Sturz sehr wohl unter pathetischen Formen vor sich gehen könnte."

Friedel fuhr auf:

„Herr Köhler! Sie prägten das Wort von metaphysischer Pflicht — wenn es die gibt, muß es

aber doch auch einen metaphysischen Sinn des Daseins geben. Wenn wir ihn auch nicht erkennen. — Vielleicht liegt er einfach im Gewesensein, wie Frick vorhin sagte. — Eins aber ist sicher: das Ende kann nicht vor der Erfüllung eintreten. Die Mechanisierung der Menschheit wird an dem Tage restlos erfolgt sein, wo auch die Grundlagen unserer technischen Kultur erschöpft sein werden. Und ob man pathetisch-tragisch oder schläfrig stirbt, hängt davon ab, wie weit einen die Kultur bei der Arbeitsteilung von der Natur entfernt hat, wie hoch der Punkt ist, von dem aus man auf den Boden stürzt. Diejenigen, die für Brot und Milch sorgen — die Bauern — fallen ja nur einige Zoll tief und merken den Sturz kaum, wir andern aber, die infolge unserer Wirksamkeit an der Sozietät, obgleich sie nicht wertvoller als die der Bauern ist, aber anders geartet, umfassender, wir am weitesten Distanzierten, wir, die wir den Boden kaum mehr als nebelhaft unter uns sehen, wir werden den Sturz zu fühlen bekommen, und wenn wir uns nicht gleich das Genick brechen, werden wir nur armselig einige Schritte humpeln können, bis wir zusammenknicken. Und da wird uns ein wenig Pathos doch zu gönnen sein."

Ein Kellner reichte Handschalen herum. Auf dem kleinen Tischchen stand schon der Kaffee serviert. Ein anderer Kellner brachte Zigarren,

Zigaretten und verschiedene Liköre auf einem Tablett herein.

Aufstehend, sagte Wolfgang Köhler zu Jürgensen:

„Heute abend hält mein Vater Sie also nicht in seinen Klauen?"

Der Däne sah ihn ruhig an:

„Ich stehe nicht mehr im Dienste Ihres Herrn Vaters."

„So, so. Sie haben also eine vorteilhaftere Stellung gefunden?"

Jürgensen schüttelte den Kopf:

„Ich habe noch keinen neuen Platz, und bei dem Andrang, der jetzt herrscht, werde ich mich mit dem Allerbescheidensten zufrieden geben müssen. — Nein, eine vorteilhaftere Stellung als bei Ihrem Herrn Vater werde ich sobald nicht finden."

„Aber Jürgensen! Wenn Sie mit meinem Vater persönliche Differenzen gehabt haben, kann ich vielleicht vermitteln. Wollen Sie mir nicht gestatten, mit ihm zu reden?"

„Wir haben keinerlei persönliche Differenzen gehabt, Herr Köhler. Wenn ich mir den Ausdruck erlauben darf, sind wir als gute Freunde geschieden. Ihr Herr Vater hat mich direkt mit väterlichem Wohlwollen behandelt: obwohl ich erst zum nächsten Quartal kündigte, hat er mich sofort gehen lassen und mir doch mein Gehalt für das ganze folgende Quartal bezahlt."

Wolfgang Köhler setzte sich in einen der Klubsessel und trank ein Glas Benediktiner auf einen Zug aus. Den herb-aromatischen Geschmack noch im Munde, fragte er den Dänen, der nachdenklich mit seinem Taschenmesser die Spitze einer Zigarre abschnitt:

„Sie stellen mich vor ein Rätsel. Wollen Sie mir nicht die Lösung geben?"

Thora Gyldenkrone hatte sich zu ihnen gesetzt. Die Füße weit vorgestreckt, rauchte sie langsam eine Zigarette. Ulrich Frick war herangetreten. Er hielt eine Kaffeetasse in der Hand. Am Fenster standen die beiden jungen Grafen und sprachen leise miteinander. Die Kellner hatten den Tisch abgeräumt und auch das Tuch entfernt. Das Zimmer hatte sich in ein stilvolles Rauchkabinett verwandelt, in dem nur Ulrich Fricks völlig unpassende Garderobe und ungepflegte Erscheinung einen Flecken wie eine zerlesene Tageszeitung bildete.

Jürgensen zündete sich seine Zigarre an.

„Ich verrate kein Geschäftsgeheimnis, da die Sache morgen schon in den Zeitungen stehen wird: Ihr Herr Vater hat, nachdem alle Verhandlungen mit norwegischen und schwedischen Besitzern der Landesgesetzgebungen wegen resultatlos geblieben waren, alle größeren isländischen Wasserfälle angekauft und will sie in eine elektrische Anlage verwandeln, gegen die die Niagaraturbinen

als Spielzeug erscheinen. Und ich kenne Island, Herr Köhler, ich habe die herbe Unberührtheit der Natur mit heiligen Schauern empfunden, wie man wohl eine Jungfrau empfindet. Ich kenne seine Lavawüste, seine Gletscher, seine starken Linien und leuchtenden Farben, seine klare Luft. — Und mitzuhelfen, diese Zauberinsel auf einen Schlag in eine einzige Fabriksanlage zu verwandeln, diese treuherzigen, gastfreien, armen Bauern in ein kreischendes Fabrikproletariat umzuformen, das konnte ich nicht. Ich floh aus Dänemark — Chaos von spielenden Kräften und unendliche Verschwendung suchte ich. Kampf suchte ich. Deshalb kam ich nach Deutschland. Und Sie werden zugeben müssen, daß es zum mindesten — inkonsequent gewesen wäre, jetzt aus Island, wo Vulkane und Geisern noch herrlich sinnlos sprühen und kochen, ein sauberes Dänemark zu machen." Er preßte die Lippen zusammen und sah Wolfgang Köhler an.

Der Journalist lehnte sich zurück:

„Dann durften Sie wohl mit Recht sagen, daß Sie sich als guter Freund von meinem Vater getrennt haben. Einen solchen Standpunkt weiß mein Vater zu achten."

„Konsequent? Bezeichneten Sie nicht Ihren geehrten Schritt als konsequent, geschätzter Herr Däne?" krähte Ulrich Frick. Er sah eine Chance, seine Niederlage wieder gutzumachen, wenn auch nicht

vor sich selbst, so doch vor den anderen, und schon der Gedanke daran gab ihm Halt. „Und trotzdem kaufen Sie sich gute Zigaretten, und keine schlechten! Und von den gleich guten die billigsten? Deshalb wohnen Sie lieber in einer sauberen Wohnung, als in einer dreckigen? Deshalb ziehen Sie anständige Stiefel an und wickeln sich keine Lumpen um die Füße? Deshalb benutzen Sie die Elektrische und gehen nicht zu Fuß. Deshalb waschen Sie sich und nehmen Sonnabends sogar ein Bad? Deshalb kaufen Sie sich Bücher und Bilder und schreiben mit einer amerikanischen Füllfeder? Wie? Aus Konsequenz? Hehe? Gehören doch nicht etwa zu den Kulturverächtern, die aus dem modernen Sündenbabel in die reine Natur fliehen, aber Pariser Zahnwasser mitnehmen? Genießen die guten Seiten der Kultur und verachten die gemeinen? Konsequenz, Herr Däne! Das ist Denkfeigheit. In einer warmen Stube wollen Sie sitzen, aber die Kohle darf nirgends herkommen. Elektrisches Licht wollen Sie haben, aber Sie wollen nicht teil daran haben, daß man die Wasserfälle anwendet. Sitzen in einem Klubsessel, aber halten es für eine Gemeinheit, daß man Büffel niederlegt. Rauchen Zigaretten und finden es bedauerlich, daß der Kapitalismus auch schon Kleinasien zu verseuchen beginnt. Und das sagen Sie in einer Zeit, wo der Preis für Kamelmist im Sudan von den Woll-

preisen in Australien abhängig ist! Sehen Sie denn nicht, daß jede Kleinigkeit, die Sie tun, ob Sie wollen oder nicht, die Welt mit Einschluß Ihres rührenden Islands dem allgemeinen Dänemark näherführt? Daß es Ihre Existenz schon tut? Daß es der Umstand tut, daß Sie Ihre Wünsche möglichst gut und möglichst billig und möglichst schnell befriedigt haben wollen? Daß Sie damit die Weltkonkurrenz verschärfen, die automatisch jeden Menschen und jedes Land auf seinen Platz im großen Mechanismus stellt?

Wenn ich mich recht besinne — sagten Sie nicht, daß mit der wirtschaftlichen Ruhe die geistige in Dänemark eingezogen ist. Wie? Oho, Herr Däne, immer anderthalb Zoll vor der Wahrheit. Was ist denn geistige Kultur anders als ein unverhüllter, schwach verzerrter Ausdruck für wirtschaftliche Kämpfe. Und Sie flohen vor dem dänischen Stumpfsinn und suchten das Chaos, den Kampf? Reden Sie doch nicht sich selbst ein, daß es geschah, um Kräfte zu verschwenden. Denn dann wären Sie gerade in Dänemark geblieben und hätten dort Kraft und Intelligenz sinnlos verschwendet, das heißt ungenutzt gelassen. Ihr Trieb führte Sie eben dahin, wo alles daran arbeitet, der Kraftverschwendung Einhalt zu tun, die Energien, elementare wie menschliche, rationell auszubeuten. Sie kamen hierher, um an der Aufrichtung des allgemeinen Däne-

marks mitzuwirken, genau wie Ihre Freunde in Siam, Sibirien, Argentinien und Kalifornien. Konsequenz, Herr Däne! Sie sprechen wie ein Sommerfrischler, der irgend ein verstecktes Alpendörfchen ausgegraben hat, und daran teil hat, daß es im nächsten Jahre dort Hotels, Kurtaxe und Ansichtskarten gibt. Worauf Sie ein noch versteckteres Alpendörfchen ausgraben und auch dorthin die Samenkörner von Hotels, Kurtaxe und Ansichtskarten tragen. Seien Sie konsequent, Mann, und geben Sie das zu!"

„Herr Frick hat recht", sagte Herbert von Lauengall vom Fenster her.

Jürgensen stand müde aus seinem Klubsessel auf:

„Gestatten Sie, daß ich gehe," sagte er zum Regierungsrat gewandt und versuchte, sich etwas Haltung zu geben. „Ich muß jetzt allein sein."

Er hob Thora Gyldenkrones Hand auf und küßte sie. Die Frau sah ihn mit ihren großen blauen Augen ruhig an, aber bewegte sich nicht. Und der starke Mann ging schleppenden Schrittes, gebrochen, hinaus, ohne einen der anderen anzublicken.

Herbert von Lauengall verschränkte die Arme über der Brust:

„Bravo", sagte er leise.

Alle schwiegen eine Weile. Jeder hing seinen Gedanken nach. Ulrich Frick stand in einer Ecke und schlürfte seinen Kaffee.

Endlich sagte Thora Gyldenkrone:

„Es ist so seltsam, sich vorzustellen, daß alles einmal ein Ende haben soll."

Herbert von Lauengall trat an ihren Sessel heran und stützte seine Hand auf dessen Lehne:

„Es ist unmöglich, gnädiges Fräulein, es ist unmöglich. Dazu reicht der menschliche Geist nicht. Wir können uns gedanklich ein Ende konstruieren, wir können von einem Ende wissen, aber wir können es uns nimmermehr vorstellen — ebenso, wie jeder von uns zwar weiß, daß er geboren wurde und sterben muß, aber sich doch nicht vorstellen kann, daß er einmal nicht war und einmal nicht sein wird. — Ebensowenig können wir uns aber ein ewiges Leben denken. Also eine deutliche Grenze der menschlichen Denkfähigkeit. Analogie, um nicht zu sagen, Identität: Können Sie sich vorstellen, gnädiges Fräulein, daß die Zeit einmal angefangen hat und einmal aufhören wird? Vermutlich nicht. Oder, daß der Raum irgendwo zu Ende ist? Kaum. Aber ebensowenig können Sie sich vorstellen, daß er ewig weiterläuft. Also eine Grenze der Denkfähigkeit, leider nicht von mir als solche erkannt, sondern von einem älteren Philosophen, der aber auch gar nicht dumm war. Hier kann ich aber einen bedeutenden Gedanken einflechten, den ich für eigenes Produkt halte, daß es sich nämlich mit unseren Denkgesetzen ähnlich

wie mit gewissen Wärmeformeln der Gase verhält — ich erinnere mich da an einen absoluten Nullpunkt, der zwar außerordentlich interessant ist, den es aber leider schließlich doch nicht gibt —, sie stimmen im normalen, alltäglichen Ausschnitte, lassen sich aber nicht bis in ihre Konsequenzen verfolgen. Um aber auf das Individuum zurückzukommen, das, wie Sie, gnädiges Fräulein, sehr treffend sagten, sich sein eigenes Ende nicht vorstellen kann, so liegt auch darin nur eine zwar sehr betrübliche, aber doch vorhandene Grenze unseres Geistes, indem die Fiktion des Individuums sich zwar so einigermaßen bewährt — obwohl die Vererbungstheorien und Milieugeschichten zuweilen erheblich die Ruhe unserer Kreise stören, und der Gedanke an die Milliarden von Zellen und Bazillen, die durchaus nicht Fremdkörper in uns sind, sondern eben in ihrem Zusammenspiel, respektive in ihrer Durchreise durch uns, mit uns identisch sind, uns noch mehr stören sollte — obwohl sich also die Fiktion vom Individuum nicht einmal im täglichen Leben so ganz solide zeigt, so geht sie völlig in die Brüche, wenn wir die Konsequenzen ziehen wollen. Und hier haben nun die Menschen von altersher eine gedankliche Feigheit begangen. Statt zu sagen, daß eben hier eine Grenze der Denkfähigkeit vorliegt und sich froh und guten Gewissens innerhalb dieser Grenzen zu

tummeln, hat sie eine gänzliche fiktive und unhaltbare Scheinlösung eingeführt, ein Nichts, ein Symbol, das gar nichts erklärt, sondern nur eine Erklärung vorspiegelt: Gott, das ewige Leben, oder wie dieses Nichts in den einzelnen Religionen nun herausgeputzt ist. Und das allerseltsamste ist die Tatsache, daß sich die Menschheit immer damit zufrieden gegeben hat, ihrer Denkgrenze, prosaisch Dummheit bezeichnet, einen schönen Namen zu geben und dann ruhig ihre Beschränktheit diesem Symbol gegenüber eingesteht. — Immer wieder dieselbe Geschichte: wo das Denken anfängt, peinlich zu werden, hört man damit nicht wie ein ehrlicher Mann auf, sondern man setzt eine Fiktion, ein glitzerndes Nichts an seine Stelle."

Friedel sah Ulrich Frick an. Dieser nickte ihm vergnügt zu und trat an ihn heran:

„Ein vortrefflicher Herr Bruder, Herr Graf. Meinen Glückwunsch. Wie?"

„Und die halbe Kunst, und die halben Künstler beweisen, daß die Menschheit ihre Beschränktheit einzusehen beginnt, sich zu orientieren beginnt," antwortete Friedel gedankenvoll. „Herbert!" rief er plötzlich hell auf.

Der Regierungsrat wandte sich ihm halb zu. Friedel ging zu ihm hin und sagte heiser vor Erregung:

„Ich wollte dir in Gedanken nicht recht geben,

daß das Individuum nur Fiktion sei. Es ging mir völlig gegen mein Gefühl."

„Nun?"

Herbert von Lauengall löste seine Hand von Thora Gyldenkrones Stuhl. Die Dänin hatte sich aufgesetzt.

Friedel sprach jetzt ganz langsam und beherrscht, doch waren seine Wangen brennend heiß:

„Das Individuum war Realität, solange es noch allein stand. Und im selben Maße, wie es sich mit anderen zusammenschloß und sich dessen bewußt wurde, daß es weder allein stand, noch allein stehen könnte, im selben Maße also, wie es seine Universalität einbüßte und ein Glied wurde, ein kleines Hämmerchen im riesengroßen Organismus, im selben Maße wurde es mehr und mehr zur Fiktion. Und im allgemeinen Dänemark wird es eine reine Fiktion sein. Aber so weit sind wir noch nicht, noch nicht ganz. Noch ist das Individuum nicht ganz zur leeren Formel, zur Lüge geworden. Und da muß noch eine Rückkehr aus der Halbheit möglich sein."

„Oho, Herr Graf! Herr Lyriker, he? Prosit!" Ulrich Frick leerte ein Glas Sekt auf einen Zug. „Zu spät — wenn es jemals früh genug dazu gewesen ist. Bezweifle selbst das, bezweifle es sehr, wie? Der Strom, der Strom, mein junger Freund! Mitschwimmen oder untergehen! Die Ufer

sind Fels, da krabbeln Sie nicht hinauf. Stahlharter, spitzer Granit, an dem die Knochen zerknacken und das schönste Gesichtchen zur blutigen Fratze wird, wie?"

„Herr Frick hat wieder recht," sagte Herbert von Lauengall. „Näheres darüber ist bei Hebbel nachzulesen. — Pardon, ich komme immer wieder ganz aus Versehen in die Literatur hinein. Und Hebbel gehört zu den wenigen Wissenden. Rückkehr zum Individuum — ob erzwungen oder freiwillig, denk' daran, mein Junge — bedeutet den Untergang, der sich freilich in etwas gefälligeren Formen abspielen kann, als Nagel sich erwählte."

Er sah einen Augenblick lang sinnend vor sich hin.

„Ja, meine Herrschaften, ich fürchte, daß wir für heute abend Schluß machen müssen, da wir wohl alle morgen wieder Pflichten haben. Aber vielleicht machen Sie mir ein anderes Mal wieder das Vergnügen. Unten stehen Automobile zu Ihrer Verfügung. Gnädiges Fräulein, gestatten Sie?"

Es war schon vier Uhr nachts. Strömender Regen. Nur wenige Laternen erleuchteten den dunklen Kurfürstendamm. Automobile surrten vorbei und zuweilen rollte schwerfällig eine Pferdedroschke dahin. Die Silhouette der Kaiser-Wilhelms-Gedächtniskirche hob sich verschwommen von einem schmutzig-rötlichen Himmel ab. Unten im Café wurden schon die Stühle auf die Tische gestellt,

daß die Beine zwecklos in die Höhe ragten. Straßenkehrwagen. Nacht und Regen und frierende Prostituierte unter triefenden Schirmen. Unbewegliche Schutzleute in Gummimänteln. Das wirr-fleißige Berlin ruhte.

Wolfgang Köhler war nicht imstande mehr, zu sehen und klarer zu denken. Vor seinen Augen begann es zu flimmern. Er ließ sich in die Polster des Wagens zurücksinken und wartete ergeben auf das Ende der Fahrt. Da hielt das Automobil. Er gab dem Chauffeur ein Trinkgeld, ging in die Wohnung hinauf, warf die Kleider ab und kroch ins Bett.

Er erwachte aus chaotischen Alkoholträumen, in die sich Gedankenfetzen und Stimmen aus der vergangenen Nacht mischten, mit rasendem, stechendem Kopfschmerz zwischen den Augen, durch ein kurzes, hartes Klopfen an seiner Tür. Er schlug die Augen auf und fühlte dabei, daß er in widrigem, ätzendem Schweiß lag. Unwillkürlich galt sein erster Blick der Taschenuhr, die auf dem Nachttische stand. Sie wies acht. Dann wurde ihm plötzlich bewußt, daß jemand an die Tür geklopft hatte. Er wandte mühsam seine Augen dorthin. Im Rahmen stand hochaufgerichtet der Kommerzienrat. Wolfgang Köhler setzte sich im Bette auf:

„Ich habe gerade Nachricht von der Polizei erhalten, daß Herr Jürgensen sich in der Nacht das Leben genommen hat."

Der Journalist fuhr zusammen. Er schwieg.

„Hast du heute vormittag etwas Zeit?" fragte der Kommerzienrat.

Der Journalist schloß die Augen und senkte leicht den Kopf.

„Dann bist du wohl so liebenswürdig, zu untersuchen, ob er hier jemand hat, dem wir etwas helfen könnten. — Und dann bringst du die Sache mit der Polizei in Ordnung, nicht wahr? Er war ein anständiger Mensch und soll auch ein anständiges Begräbnis haben." Er trat näher. „Und wie war es in Travemünde, mein Junge?"

Wolfgang Köhler schlug die Augen auf:

„Verzeih' mir, Vater, aber ich muß dich jetzt bitten, mich allein zu lassen." Er strich sich mit der Hand über die brennende Stirn. Vor seinen Augen flimmerte es. „Ich werde alles in Ordnung bringen, Vater."

Der Kommerzienrat sah ihn an, nickte ihm zu und ging.

Wolfgang Köhler versuchte, sich zu sammeln. Er schloß die Augen. Aber da wurde sein Kopf immer größer und hohler, und spannte Muskeln und Haut aufs Unerträgliche an. Wolfgang Köhler öffnete die Augen. Das Sehfeld war von einem flimmernden Kreise umschlossen, der sich wie die Blende eines photographischen Apparates enger zusammenzog und wieder öffnete. Aber der Beob-

achtung dieser Phänomene hatte der Journalist völlig den Dänen vergessen. Das wurde ihm plötzlich bewußt. Voll Ekel über sich selbst warf er die Decke ab, sprang aus dem Bette, streifte seine Pantoffel über und trank einige Gläser Wasser. Jetzt sah er wieder klar, und der stechende Schmerz über den Augen verwandelte sich zu einem dumpfen Druck. Nur mit seinem seidenen Nachtanzuge bekleidet, ging er eine halbe Stunde im Zimmer auf und ab und rauchte eine Zigarette nach der anderen. Aber immer noch wirbelten die Gedanken durch seinen schweren Kopf, ohne daß er Kraft genug hatte, um einen einzigen festzuhalten. Resignierend ging er in das Badezimmer und stand mehrere Minuten unter der eiskalten Dusche. Das half etwas. Nun machte er sich an seine Toilette und klingelte nach dem Mädchen und bat, ihm sein Frühstück heraufzubringen, da er nicht ganz wohl sei.

Während er den heißen Kaffee trank, fiel sein Blick plötzlich auf sein Gepäck, das unberührt in einer Ecke des Zimmers stand. Und da kam ihm der gestrige Tag in den Sinn. Kinematographisch rollten sich die Bilder vor ihm ab, von dem Augenblicke an, wo er den Bahnsteig betreten hatte, bis zu dem, wo Thora Gyldenkrone, eine Zigarette in der Hand und das halbgefüllte Likörglas neben sich, gesagt hatte, daß man sich so schwer das Ende

vorstellen könnte. Es mochte derselbe Moment gewesen sein, wo ihr Freund aus dem Leben schied. Und sie hatte ihn wohl die ganze Nacht lang erwartet, Minute für Minute ihn erwartet! Sie hatte wohl ohne Licht auf dem harten Sofa gesessen und nur der matte Schein einer Straßenlaterne war durch die Gardinen ins Zimmer gedrungen. Aus dem strömenden Regen hatte sie immer wieder seinen Schritt herauszuhören geglaubt. Aber ihr Freund war nicht gekommen.

Bei diesem Bilde fand Wolfgang Köhler seine Kraft wieder. Hier war etwas zu tun, jetzt war es unrecht, noch länger gegen wirre Gedankenfetzen anzukämpfen. Der eine Mensch wurde ihm wichtiger als die Menschheitsideen von gestern abend, die immer wieder in seine Gedanken hineinlugten.

Er nahm sich ein Automobil und fuhr zur Taubenstraße.

Er ging langsam das düstere Treppenhaus hinauf. Vor der Wohnungstür blieb er stehen und wagte nicht, die Glocke zu berühren. Was sollte er sagen, womit sie trösten? Er dachte an das Automobil, das unten wartete. Aber wenn er jetzt umkehrte, wer würde dann kommen, ihr zu helfen? Er klingelte.

Thora Gyldenkrone öffnete. Sie war noch im selben Kleide wie gestern, und ihre Haltung war

noch stolz und sicher. Aber ihr Gesicht hatte sich verändert; es war einförmig grau und so eingefallen, daß die Backenknochen stark hervortraten. Nur die Augen waren noch groß und strahlend.

Wolfgang Köhler hatte sie sich anders vorgestellt: verweint, niedergebeugt. Ihr Anblick verwirrte ihn völlig. Er küßte ihr die Hand, brachte aber kein Wort hervor.

Die Dänin ließ ihn in das Wohnzimmer eintreten und setzte sich auf das harte Sofa. Sorgfältig strich sie ihren Rock glatt. Dann faltete sie die Hände im Schoß und blickte den Journalisten ruhig an.

„Gnädiges Fräulein —", er suchte nach einem Satze, der wirklich etwas enthielte, keinem trivialen Ausdrucke, keiner dänischen Formel, denn er wußte, weshalb Jürgensen fortgegangen war.

Und brennend kamen seine Kopfschmerzen wieder, das Flimmern vor den Augen begann aufs neue.

„Hat Einar nicht stark und schön und — richtig gehandelt", sagte Thora Gyldenkrone ruhig.

Wolfgang Köhler zuckte zusammen. Er fuhr sich mit der Hand über die Stirn und fühlte dabei, wie merkwürdig ausgedörrt und leblos seine Haut seit gestern abend geworden war. Und vorgestern hatte er noch in den Dünen von Travemünde gegen den Sturm angekämpft, gegen den herrlichen Sturm — —

Thora Gyldenkrone war ans Fenster getreten und sah hinaus: Mehrere Minuten vergingen.

Endlich raffte sich der Journalist auf:

„Was gedenken Sie jetzt zu tun, gnädiges Fräulein?"

Sie wandte sich ganz langsam nach ihm.

„Das weiß ich noch nicht, Herr Köhler. Ich bin ja immer Einar gefolgt, obwohl ich seine Anschauungen nicht teilte. Aber ich verstand sie. Und wie hätte ich ihn lieben können, wenn er nicht immer rücksichtslos die letzten Konsequenzen aus seinen Überzeugungen gezogen hätte. Ich hätte ihn ja verachten müssen, wenn er nicht gegangen wäre, nach dem, was er gestern abend gehört hatte. Jetzt kann ich stolz auf meinen Einar sein."

„Wußten Sie gestern abend, daß er gehen wollte?" fragte Wolfgang Köhler leise.

„Nein, das wußte ich nicht. Ich verstand nur, daß er vor einer Entscheidung stand und daß er deshalb allein sein müßte. Ich glaubte, er würde konsequent resignieren. Aber er war stärker — und konsequenter. Und stolzer. Und jetzt darf ich stolzer auf ihn sein, als jemals früher. — Aber mein eigenes Dasein ist jetzt sinnlos geworden, und ich weiß auch nicht, ob ich ihm eine neue Grundlage werde geben können. Oder ob es verrauscht."

„Mein Vater läßt Sie bitten, sich an ihn zu wenden, wenn er Ihnen in irgend einer Weise

jetzt oder später beistehen kann", sagte Wolfgang Köhler einfach.

„Danken Sie ihm dafür."

Er küßte ihr die Hand und ging.

Beim Einsteigen in das Automobil kaufte er sich eine Zeitung. Auf der ersten Seite stand unter einer fettgedruckten Überschrift ein langer Artikel über das isländische Unternehmen Kommerzienrat Köhlers. Der Journalist sah flüchtig auf die Zeilen; nur einige starke Ausdrücke über Zukunftshoffnungen, über den Ersatz der Kohle prägten sich seinem Auge ein. Dann legte er die Zeitung auf den Sitz neben sich. Der Handelsteil glitt heraus und fiel auf den Boden. Wolfgang Köhler hob ihn auf und las dabei zufällig ein Telegramm von der Hamburger Metallbörse, das eine erhebliche Steigerung der Kupferpreise meldete. Mehr las er nicht. Er lehnte sich im Wagen zurück, schloß die Augen und gab sich seinen Gedanken hin.

Auf dem Polizeipräsidium verlangte er einen ihm persönlich bekannten höheren Beamten zu sprechen, um die Freigabe von Jürgensens Leiche möglichst schnell zu erreichen. In wenigen Minuten hatte er die Angelegenheit in Ordnung gebracht und ließ sich nach Hause fahren.

Unter den Linden wurde er von einem offenen Privatautomobil überholt. Es war das des Reichs-

kanzlers. Herbert von Lauengall steuerte selbst. Neben ihm saß mit verschränkten Armen der Chauffeur. Sonst war der Wagen leer.

Der Regierungsrat hielt an. Dasselbe tat der Journalist. Er bezahlte seinen Fahrer und begrüßte seinen Freund.

Herbert von Lauengall öffnete die Wagentür: „Aber Wolf, du siehst ja schrecklich aus!"

Sie setzten sich. Der Motor zog an. Sie fuhren auf der breiten Straße durch den Tiergarten.

„Ich habe etwas Kopfschmerzen."

„Vom Champagner oder von den vielen klugen Worten?"

„Wohl mehr von den Worten. Manche waren ernsthaft klug."

„Ja, ja, gestern abend haben wir wieder mal einige Fiktionen erledigt. Nicht ganz schmerzlos. Wenigstens fühlte sich der — übrigens sehr sympathische — dänische Herr recht angegriffen."

„Herbert, weißt du, was Jürgensen getan hat, als er von uns fortging?"

„Er hat doch hoffentlich keine Geschmacklosigkeit begangen?"

„Nein. Er hat sich das Leben genommen."

Der Regierungsrat antwortete nichts; er sah hinaus, wo das schwere graue Gewölke sich aufzulösen begann und der blaue Himmel aus den Lücken hervorlugte.

„Endlich wird es Frühling,“ sagte Wolfgang Köhler. „Der Winter hat auch wirklich lange genug gedauert.“

„Ja, hoffen wir, daß es bald warm wird. Es wäre gut.“ Herbert von Lauengall wandte sich seinem Freunde zu. „Hast du überhaupt Zeit zu einer kleinen Spazierfahrt? Deinem Kopfe wird sie jedenfalls gut tun.“

„Ja, jetzt habe ich Zeit.“

„Hast du denn heute früh schon etwas Vernünftiges getan, Wolf?“

„Ich war auf dem Polizeipräsidium, um Jürgensens Leiche loszukaufen und für ein Begräbnis zu sorgen.“

„Endlose Scherereien natürlich?“

„Nein. Ich hatte wirklich keine Lust zu dem verschlungenen korrekten Weg und wandte mich an einen Bekannten. Der versprach mir, für alles zu sorgen.“

Herbert von Lauengall nickte gedankenvoll vor sich hin. Dann sagte er:

„Die Welt wird sich bald noch in großzügigere Inkorrektheiten finden müssen. Jetzt geht auf einmal alles so rasend schnell, daß einfach keine Zeit mehr für Korrektheit übrig ist. Keine Zeit mehr für Fiktionen; jetzt kommen Realitäten. Das heißt, jetzt kommt die Realität, die große, unheimliche Realität. Und die Fiktionen waren doch

ganz lustig, besonders wenn man, sie durchschauend, mit ihnen lebte. Ich kann mir nicht gut vorstellen, wie es ohne sie gehen soll."

Kurfürstendamm. Halensee. Grunewald. Das Automobil raste. Wolfgang Köhler schloß die Augen und ließ den Wind um seine Wangen streichen. Er nahm den Hut in die Hand und empfand wohllüstig, wie sein weiches Haar zerzaust wurde.

„Spielst du Pantheist?" fragte ihn der Regierungsrat nach einer Weile. Er stand auf und hieß den Chauffeur, langsamer zu fahren.

Der Journalist brachte sich wieder Haltung.

„Es ist so wunderschön, Berlin weit hinter sich zu wissen."

„Gewiß. Doch nur unter der Voraussetzung, daß man wieder dahin zurückkehren kann. Sonst nicht. — Ich hatte übrigens gar nicht die Absicht, dich zu verspotten. Mir kam nur der Gedanke, daß wir bald alle Masken ablegen, bald darauf verzichten müssen, für Augenblicke eine andere Rolle zu spielen. Wir werden nun leider gezwungen sein, unser wahres Gesicht dauernd zu zeigen, so ungewohnt uns diese Beschäftigung auch anmuten mag."

Das Automobil rollte jetzt ganz langsam. Die beiden jungen Herren zündeten sich Zigaretten an und sahen auf die Kiefern, die sich schön vom Himmel abhoben, der jetzt wolkenlos geworden war.

Wolfgang Köhler fragte nach einer Weile:

„Wie kommt es eigentlich, daß du heute vormittag frei bist? Du bist doch sonst bei Regen und Sonnenschein von neun bis drei im Amte."

„Ich war auch heute früh da. Aber leider nur, um von meinem alten gemütlichen Office Abschied zu nehmen. — Wie gesagt: jetzt kommt die Realität, jetzt ist es bald mit den Fiktionen vorbei. — Obwohl man es sich nicht versagen konnte, mir feierlich meinen neuen Titel zu überreichen."

„Hast du deinen Abschied genommen, Herbert?" fragte der Journalist erschrocken.

„Nein, nein, Wolf. Nur keine Angst. Noch laufe ich nicht davon. Ich bin nur auf Wunsch meines Vaters in das Innere übergesiedelt, wo es augenblicklich wichtigeres zu tun gibt. — Das war ja auch mit der Sinn meines kleinen Ausfluges nach London, jetzt etwas Ruhe für innere Geschichten zu haben. Aber gerade, weil mir die nächsten Wochen viel Arbeit bringen werden, habe ich mir für heute Urlaub ausgebeten, um meine Gedanken etwas spazieren zu führen. — Du lachst so verschlagen, Wolf?"

„Ich mußte nur an diesen Herrn Frick denken, der mit dem Gedanken die Welt vergiften will."

„Und der Mann hat recht," erwiderte Herbert von Lauengall ernst. „Man sollte nicht nachdenken, solange man noch Lebenskraft hat.

Wenigstens nicht fiktionslos. Es ist wohl auch nur der Champagner von heute nacht, der mich so schlaff gemacht hat, daß ich nach Gedanken verlangte. Es ist aber Unsinn. Chauffeur, umdrehen!"

Sie fuhren schweigend zurück. In Halensee wurde ihnen ein Flugblatt in den Wagen geworfen. Der Regierungsrat sah es flüchtig durch und reichte es seinem Freunde:

„Da hast du es. Reichstagsauflösung. Wir müssen jetzt freie Hände haben. Vielleicht läßt sich noch allerhand retten. Aber jedenfalls nicht, wenn wir bei jeder Bagatelle den ganzen schwerfälligen Apparat der verfassungsmäßigen Fiktionen in Tätigkeit setzen müssen. Die Realität —" und sein Gesicht schloß sich zusammen.

Beim Brandenburger Tor sagte er:

„Hier muß ich leider aussteigen. Mit dem Ferientag ist es nichts Rechtes. Ich will doch lieber arbeiten. Darf ich dir das Auto zur Verfügung stellen?"

Er drückte dem Freunde kräftig die Hand und ging die Linden hinunter. Wolfgang Köhler hatte aber heute keine Lust, wieder aufs Land hinauszufahren, und bat den Chauffeur, ihn nach Hause zu bringen.

V.

Das warme Wetter hielt an. Zuerst erfreuend, dann schwül, drohend, lähmend. Aber das Grün der Bäume blieb leuchtend-frisch, und Schmetterlinge, Käfer und seltsame Fliegen mit schillernden Flügeldecken tummelten sich unbesorgt in dem schönen Sonnenschein.

Friedel und Ulrich Frick hatten an einem Nachmittage einander wieder im Café des Westens getroffen und unter dem Zeltdach Platz genommen. Der junge Graf war in elegantem, hellem Frühlingsdreß, während der rothaarige Journalist noch immer seinen fleckigen und ausgefranzten dunkelblauen Anzug trug, der jetzt schon von der leichten Atmosphäre eines unangenehm-vertraulichen Schweißgeruches umgeben war. Beide tranken aus hohen Gläsern schwarzen Kaffee, der durch Eiswasser aufs vierfache verdünnt war, und sahen auf den Kurfürstendamm hinaus. Friedels goldenes Zigarettenetui lag aufgeklappt zwischen ihnen auf dem Tische.

„Nun, Herr Graf, was macht die hochgeborene

Literatur, he? Aber Pardon. Jetzt sind wir ja Demokraten geworden. Also, Herr Concitoyen Lauengall, ohne Graf und ohne ‚von', wie?"

Friedel lachte leicht auf:

„Finden Sie denn nicht, daß mein Vater richtig vorgegangen ist? Es war doch eigentlich schon längst eine Notwendigkeit."

„Haben wohl freisinnige Zeitungen gelesen, Verehrtester? Letztes Stück vom Mittelalter überwunden, he? Vom Feudalsystem nur noch der Name übrig, wie?"

„Nur noch die Fiktion, würde mein Bruder sagen", erwiderte Friedel lächelnd.

„Ein Prachtkerl von einem Herrn Bruder! Wirklich, meine Hochachtung." Ulrich Frick stand auf und verbeugte sich vor Friedel.

„Hat er den Gedanken ausgebrütet, die Fideikommisse in den großen Kessel zu werfen, he? Hören Sie das Brodeln, he? Wissen Sie, was da für ein Gericht gebraut wird, wie, geschätzter Herr?"

Friedel sah vor sich nieder und schwieg.

Ulrich Frick blickte ihn vergnügt an und begann plötzlich, ganz laut zu pfeifen. Dann platzte er aus:

„Das deutsche Dänemark, Herr fiktiver Graf, der Ausgleich der Kräfte. Eine unübertreffliche Familie, die von Lauengall, eine einzig dastehende

Familie. Da können wir ja ihr diſzipliniertestes Mitglied mit Muße betrachten."

Mit einer weitläufigen Armbewegung wies er hinaus. Die Straße hinunter fuhr der Regierungsrat mit einer eleganten Dame, die sich mit einem Sonnenschirme gegen die Strahlen schützte.

Der Rothaarige sah auf die Caféuhr.

„Bravo! Halb vier. Von neun bis drei wird das Reich auf den Kopf gestellt, dann hört das sachliche Denken auf und der naive Lebensgenuß beginnt."

Die Dame machte eine Bewegung mit ihrem Schirme. Ihr Gesicht war erkennbar. Ulrich Frick wurde ganz bleich, er begann zu zittern. Dann sagte er leise vor sich hin:

„Leonie."

Friedel hatte den Namen gehört. Er fuhr auf und starrte den Rothaarigen erbleichend an. Dann preßte er die Lippen zusammen, klappte mechanisch sein Zigarettenetui zu, steckte es in die obere Westentasche, drehte den schweren Platinring am Finger zurecht und stand auf. Er wollte sich von Ulrich Frick verabschieden, aber dieser hatte die Stirn in die Hand gestützt und sah nicht auf.

So bezahlte Friedel und ging.

VI.

Wolfgang Köhler konnte sich kaum vorwärts kämpfen. Alle Droschken und Automobile waren besetzt gewesen, die Untergrundbahn war überfüllt, und die Elektrische zu benutzen, hatte er doch nicht über sich gewinnen können. Und nach und nach durchrieselte ihn wie der wollüstige Schauer beim Berühren eines nackten Mädchenleibes das stolze Gefühl, mitten im Strome ein eigenes Ziel zu haben.

Der Strom, der Strom! Wilde, wahnsinnige Wirbel, jauchzendes Aufschäumen. England hatte keine Kohlen mehr, oho! Seine Industrie lag brach. Wie kurzsichtig war seine Regierung gewesen, nicht in guter Zeit vorzubeugen. Aber freilich, die Furcht vor der Konkurrenz, vor der deutschen Konkurrenz! Da war die Reichsregierung anders: die Kohlenausfuhr war verboten, die Förderung unter Kontrolle gestellt. Die Eisenbahnen sparten an den zwecklosen Luxuszügen, alles kam der Industrie zugute. Fürst Lauengall erlaubte

sich wohl einen Übergriff nach dem anderen in das Kompetenzgebiet der Bundesstaaten. Aber hatte er nicht recht damit, daß er die veralteten Landesgrenzen ignorierte, die von der wirtschaftlichen Einheitsbewegung schon längst verwischt waren? Und dann die Alpenseen! Würden die nicht zur Elektrisierung der Bahnen genügend Kraft hergeben, von allen den kleineren, als Summe vielleicht noch viel bedeutenderen Wasserkräften ganz abgesehen? Und die Zeitungen brachten jeden Tag lange Berichte über Geheimrat Kräutchens Versuche, erzählten die rührendsten Geschichten von einfachen Leuten, die ihm ihre Küchenthermometer schickten, weil er sich einmal über den Mangel an Quecksilber beklagt hatte. Nein, die Zukunft war hell.

Und jetzt hatte der kluge Fürst die Fideikommisse aufgehoben. Mit einem Dekret aufgehoben, als ob es nie Parlamente gegeben hätte. Das letzte Privilegium war damit gefallen; frei konnten alle Kräfte spielen. Nicht einmal die Schranken der gesellschaftlichen Vorurteile versperrten Wege. Jeder wurde ganz von selbst auf den Platz im großen Mechanismus geschoben, der ihm seiner Kraft und seinen Fähigkeiten nach zukam. Es war eine Erlösung, eine Entfesselung aller Kräfte, die ungehemmt auf den glücklichen Ausgang zuwogten. — —

Wolfgang Köhler ließ sich halb träumend von den hastenden Menschenmassen führen. Er fürchtete nicht, sich zu verlieren, denn er hatte ja ein Ziel.

Selbst in die sonst so ruhige Taubenstraße wirbelte der Strom seine Fluten. Aber das unansehnliche Haus war still wie immer.

Der Journalist klingelte. Thora Gyldenkrone reichte ihm die Hand und bat ihn, einzutreten. Sie nahm auf dem harten Sofa Platz. Ihr Gesicht war ruhig, aber fahl und eingefallen. Nur die Augen waren unverändert.

Wolfgang Köhler blieb bei dem Bücherregal stehen, auf das er sich leicht mit dem rechten Ellbogen stützte.

„Gnädiges Fräulein," sagte er, „ich möchte mir einen Vorschlag erlauben, der Ihnen vielleicht etwas sonderbar vorkommt. Aber wenn Sie ihn wenigstens erwägen wollen — Sie haben sich nicht an meinen Vater gewandt?"

Sie bewegte langsam den Kopf:

„Es war noch nicht notwendig, Herr Köhler."

Er sah sie an:

„Würde es bald notwendig sein?"

Die Dänin schwieg lange und sagte dann:

„Ja. Sofern es überhaupt notwendig sein kann, ein sinnloses Dasein künstlich zu verlängern." Sie blickte zum Fenster hin.

„Gnädiges Fräulein — ich kann Ihnen eine Tätigkeit verschaffen — obwohl ich nicht weiß, wie weit diese Sie befriedigen wird."

„Was für eine Tätigkeit, Herr Köhler?"

Er erschrak über den spröden Klang ihrer Stimme. Er trat einen Schritt näher.

„Ich kann Ihnen nicht einen Menschen geben, für den Sie leben könnten. Aber doch wenigstens Arbeit. Und jede Arbeit hat doch wohl mehr Sinn und Inhalt als leeres Träumen", sagte er ruhig.

„Vielleicht. — Was wollten Sie mir vorschlagen?"

„Eine Stellung in meiner Redaktion. Ich habe vor einigen Tagen mit dem Herausgeber gesprochen. Er hatte nichts dagegen, machte es aber von der Zustimmung des Chefredakteurs abhängig. Und dieser war ganz entzückt von dem Gedanken, einen Skandinavier als Mitarbeiter zu erhalten. Er meinte, gerade jetzt, wo die skandinavischen Wasserkräfte für ganz Europa —"

„Die isländischen Wasserfälle Ihres Vaters", unterbrach ihn Thora Gyldenkrone aufstehend.

Er schwieg und errötete tief.

Die Dänin sah ihn lange an. Dann trat sie auf ihn zu und reichte ihm die Hand:

„Ich danke Ihnen dafür, daß Sie an mich gedacht haben. Es war schön, wieder mit einem

Menschen zu sprechen. Wollen Sie mir erlauben, Ihren Vorschlag in Ruhe zu überlegen?"

Wolfgang Köhler nickte.

Thora Gyldenkrone hatte sich wieder auf das harte Sofa gesetzt.

„Glauben Sie, daß Sie sich dazu entschließen könnten?" fragte er leise.

Sie schwieg. Endlich erwiderte sie:

„Sie bieten mir ein seltsames Surrogat an. — Ich bat Sie schon, mir etwas Zeit zu lassen. — Oder kann ich Ihnen durch die Annahme Ihres Vorschlages einen wirklichen Gefallen tun?"

Der Journalist bemerkte mit Erstaunen, wie sich die Züge der Dänin bei ihren letzten Worten belebten. Es lag gleichsam etwas Erwartungsvoll-Gespanntes in ihrem Gesichte. Er antwortete unverzüglich:

„Auch das, gnädiges Fräulein. Gewiß. Sie würden uns, und ganz besonders mir, als Mitarbeiterin sehr willkommen sein. — Da Sie eben auf einem Gebiete orientiert sind — wohl besser, als es Ihnen selbst bewußt ist, was aber Ihr Aufwachsen in Skandinavien einfach mit sich geführt hat — und das ist jetzt, wo sich alles bis in die Fingerspitzen spezialisiert, von großem Werte. Darf ich Ihnen einen Vorschlag machen? Wollen Sie uns nicht die Artikelreihe für unseren Handelsteil schreiben, die uns Ihr Freund zugesagt hatte?

Seine Vorarbeiten und Notizen werden sich noch finden. Vielleicht haben Sie ihm auch schon bei den Studien geholfen?"

Thora Gyldenkrone war in sich zusammengesunken. Ihr Gesicht war wieder erstarrt. Doch etwas Unruhiges lag in ihren Augen. Wolfgang Köhler küßte ihr die Hand und ging.

VII.

Wolfgang Köhler und Friedel standen eines Abends am Grunewaldsee und sahen die Kiefernstämme des gegenüberliegenden Ufers und das Schilf vor ihm im Feuer der untergehenden Sonne erglühen. Der Himmel wurde durchsichtig, oh, so durchsichtig, und dann blinkte weiß ein Stern hervor. Und dann ein zweiter. Auf einmal waren es eine ganze Menge geworden. Himmel und Wasser wurden immer dunkler. Die losen Kiefernwälder ballten sich zu düsteren, schwerruhenden Massen zusammen. Einige verspätete Reiter, die sich übertrieben stark in den Bügeln hoben, auf dem weichen Wege eilig der Stadt zu trabend, einige Stromer, sich unter einem Stamme in ein Wurstabendessen kaum gänzlich legalen Ursprunges teilend — sonst niemand.

Wolfgang Köhler fühlte bei ihrem Anblick mit einer schnellen Bewegung nach dem kleinen Browning. Friedel sah es und sagte:

„Seien wir aufrichtig, Herr Köhler: ist unser Dasein mehr wert als das der Reiter, das der Stromer? Gehören nicht auch wir zu den sinnlosen Bummel-

existenzen, ob wir nun im Glanze oder im Elend überflüssig sind?"

Sie gingen langsam weiter. Oft zerbrach ein Ästchen unter ihren Füßen.

„Seien wir aufrichtig, Friedel, rückhaltlos aufrichtig: empfinden wir selbst unser Dasein als sinnlos, als überflüssig?"

Friedel schlug nachdenklich mit seinem dünnen Spazierstocke nach einem Stein. Es gab einen kurzen, hellen Klang.

„Nein", sagte er dann und richtete sich empor.

„Nein", wiederholte Wolfgang Köhler.

Der schmächtige Knabe in dem eleganten hellen Sommerdreß blieb stehen und sah mit verschränkten Armen auf den See:

„Und doch ist ein ganzer, langer, wunderschöner Tag — leer hingegangen. Ist wirklich das einfache Gewesensein der Sinn aller Dinge?" Er wandte sich dem Journalisten zu und fuhr lebhafter fort: „Ich kann diese Worte von Herrn Frick nicht vergessen. Oft habe ich schon bedauert, daß Herbert ihn damals so roh unterbrach. Der Gedanke berührte in mir so seltsam-eigene Dinge."

Wolfgang Köhler sah ihn an:

„Dann denken Sie ihn auch weiter. Versuchen Sie es."

„Oder es sind Dinge, die mir durch Sie zu eigen geworden sind. Ja, so ist es."

„Ich will es Ihnen sagen, Friedel: weil wir in uns die Möglichkeit, unsere letzten Grenzen zu erreichen, ahnen, oder vielleicht zuweilen wissen. Weil uns ein inneres Reinlichkeitsgefühl dafür garantiert, daß wir uns niemals mit einem Kompromiß zufrieden geben werden. Weil wir empfinden, daß wir nicht wie Reiter und Stromer früher ruhen werden, als bis wir unsere Stellung im Chaos wirklich gefunden haben, uns nicht eine vortäuschen, wie jene es wohl tun. Weil wir in uns die Möglichkeit, den Willen und die Sehnsucht haben, uns zu orientieren."

Ein leiser Wind hob an. Das Schilf raschelte aus dem Dunkel heraus. Die Spiegelbilder der Sterne im See zitterten.

Sie gingen weiter. Nach einigen Schritten blieb Friedel wieder stehen und klappte seinen Rockkragen in die Höhe:

„Und dann wären wir wirklich gewesen, und damit hätte unser Dasein Sinn erhalten. Herr Frick hat Recht. Ich sehe es ein. Es ist aber schwer, Herr Köhler, sich mit einem metaphysischen Sinn des eigenen Daseins zufrieden zu geben, so schön die Worte auch klingen. Würden Sie nicht auch selbst einen physischen Sinn vorziehen, einen ganz nahen, handgreiflichen, der keine Verwandtschaft mit Sternenträumen hat?"

„Ach, Friedel, Friedel! Glauben Sie nicht,

daß selbst Ulrich Fricks Giftgedanken zerflattern würden, wenn eine geliebte Frau neben ihm stünde?"

Der Knabe schwieg, Wolfgang Köhler mußte auf einmal an Thora Gyldenkrone denken und sprach weiter, um sich selbst zu übertönen:

„Da sind wir also wieder beim Tonio Kröger angelangt, und das bedeutet, daß wir vor dem Unlösbaren stehen. Und wenn uns dabei friert — oh wie eiskalt ist die Wahrheit — wir fangen doch an, sie ertragen zu können. Und eines bleibt uns doch, wenn wir auch voll Schmerz alle Illusionen und alles Ätherisch-Psychische der Liebe zerrinnen sehen: der Sinnengenuß selbst. Vielleicht ist der das letzte Ziel."

„Ist das nicht Rückkehr zum brutalsten Urzustand, zum rein Tierischen?"

Der Journalist dachte nach:

„Ja. Es ist aber etwas anderes, wenn ich auf diesem Flecke geboren wurde und hier sterbe, ob ich inzwischen den Erdkreis durchlaufen habe, oder ob ich stillgestanden, oder nach einigen Fluchtversuchen müde umgekehrt bin."

„Der Sinn ist das Gewesensein", sagte Friedel leise.

„Hat nicht Frick damit recht? Schließt nicht jede Erfüllung einen Sinn ein? Und wenn im Urzustande der Menschheit das rohe Dasein an sich

Zweck und Sinn genug war und durch die Möglichkeit einer Arbeitsteilung die Existenz dieses zweibeinigen Säugetieres der Erde eine neue Erfüllung gab: die, nach einer Richtung hin bis auf den letzten Metalltropfen ausgepreßt zu werden, um damit wiederum der Menschheit deren Grenzen zu zeigen, sie sich orientieren zu lassen, liegt nicht darin auch ein Sinn? Und wenn jetzt, wo wir wohl dicht vor der Erfüllung stehen, jetzt, wo uns vielleicht schon der Hauch der ersten Verwesungserscheinungen umweht, können wir nicht jetzt wie müde Feldherrn nach gewonnener Schlacht zu unserer kleinen Hütte bescheiden zurückkehren und fern von wirbelnden Soldatenmassen und berauschender Musik uns unseres bißchen privaten Glückes freuen? Nach gewonnener Schlacht, Friedel, nach Erfüllung des Sinnes unseres Daseins. Um, wie das schöne indische Gleichnis lautet, langsam wie eine Lampe zu verlöschen, deren Schale zwar schon ausgebrannt ist, deren Docht aber noch Öl enthält."

„Ist das nicht immer das Schicksal des einzelnen Menschen gewesen — wenigstens dessen, der aus einsamer Hütte auszog, um Schlachten zu gewinnen? Soll es jetzt auch das Schicksal der Menschheit sein?"

„Ist nicht überhaupt die Parallele zwischen Mensch und Menschheit schlagend?"

„Ja. Doch zeugt der Mensch Kinder. Wird die Menschheit kinderlos sterben?"

„Nicht jeder Mensch zeugt Kinder, Friedel, nur der junge, stürmende und suchende — nicht der, der sich zurechtgefunden, nicht der, der — wenn auch voll Schmerz — sich seiner Grenzen bewußt geworden ist."

„Nicht der, der sich im Chaos orientiert hat und auf das Unerreichbare verzichtete."

„Nein, der nicht! Wer sich orientierte, schloß den Kreis und braucht keine Kinder, um das halbvollendet Gelassene zu vollenden."

Sie gingen weiter. Der Weg führte durch Wald. Hier war es so finster, daß sie oft mit ihren Spazierstöcken vorwärts tasten mußten, um nicht gegen die Bäume zu stoßen. Dann traten sie wieder ins Freie hinaus. Über ihnen funkelten wieder die Sterne, zu ihrer Linken lag der See, aber vor ihnen erstrahlte aus dem Dunkel ein Feenschloß in vielen weißen und gelben und blauen Lichtern, und der See spiegelte Schloß und alle Lichter ganz leicht zitternd wieder.

Beide waren stehen geblieben.

„Nicht weiter, Herr Köhler. Es ist zu schön. Ich weiß, daß es ein ganz gewöhnliches Restaurant ist, und daß wir dort zu Abend essen wollten. Sie sehen, ich schüttele die Illusion ab und wage, der Realität in die Augen zu sehen. Aber als Er-

innerung werden wir dieses Bild schöner in uns bewahren, wenn wir nicht näher gehen. Und ich glaube, daß wir sparsam mit schönen Erinnerungen umgehen müssen. Nicht wahr?"

Der Journalist nickte. Sie blieben noch eine Weile stehen und wandten sich dann um.

VIII.

Als Herbert von Lauengall im Redaktionssekretariat seine Karte abgab, um sich bei Wolfgang Köhler melden zu lassen, war er sehr erstaunt, Thora Gyldenkrone dort sitzen zu sehen. Sie erwiderte seine höfliche Verbeugung nur mit einem flüchtigen Kopfnicken und wandte sich dann wieder ihrer Arbeit zu. Im selben Augenblicke kam der Laufbursche zurück und bat den Herrn Regierungsrat in das Sprechzimmer.

„Du Wolf, darf ich dich hiermit feierlich einladen, auf Kosten der Reichsregierung der Geburt einer neuen Zeit beizuwohnen?"

Der Journalist lächelte:

„Herbert, schäm' dich. Dir ist der Ernst wohl noch nicht ganz aufgegangen?"

„Doch. Aber gerade deshalb müssen wir jetzt, solange es noch irgend geht, an Fiktionen festhalten. Die verdammte Realität guckt schon überall hervor."

„Was ist das also für eine neue Zeit?"

„Wart' einen Moment!" Er zog einen Bogen aus der äußeren Rocktasche und begann feierlich zu lesen:

„Während früher —"

Wolfgang Köhler unterbrach ihn.

„Bist du verrückt geworden, Herbert? Was ist das für ein Blödsinn?"

„Das habe ich mir gestern von einem meiner Referendare aufsetzen lassen, da ich das Deutsche Reich vor der Cholera bewahren mußte und deshalb für Fiktionen keine Zeit hatte. Es klingt aber prachtvoll. Auf der Fahrt hierher habe ich es gerade durchgelesen."

Der Journalist wurde etwas ungeduldig:

„Herbert!"

„Wolf, Wolf, du bleibst ewig ein Dilettant! Die höhere Ironie verstehst du nicht, du staubgeborener Erdenwurm, der du dich wahrheitslüstern weiterschlängelst. Ich bezweifle, ob du für die Realität schon reif bist, ob du es je werden wirst, ob sie nicht einmal kommt, ohne daß du sie überhaupt bemerkst. Deshalb wähle ich mit Vorbedacht folgende konventionellen Ausdrücke: ich fahre jetzt des Staubes und der Pferdefliegen wegen in einem geschlossenen Auto nach Travemünde, um als Beauftragter der Regierung Herrn Geheimrat Kräutchen zum Gelingen seines sonnenhistorischen Experimentes zu beglückwünschen, das mit der Pünkt-

lichkeit von Mondfinsternissen und Weltuntergängen heute nachmittag um vier stattfindet. Zu dieser Fahrt erlaubte ich mir um das Vergnügen deiner Begleitung zu bitten."

„Gern. Entschuldige nur, daß ich nach Hause telephoniere und meinen Leuten hier schnell Bescheid sage."

„Um die Fiktion aufrechtzuerhalten, daß du hier etwas zu tun hast?"

Der Journalist blieb betroffen stehen. Dann nickte er traurig. Der Regierungsrat trat auf ihn zu und faßte seine Hand:

„Verzeih' mir, Wolf. Es war unüberlegt. Ich habe dir nicht weh tun wollen."

„Das weiß ich. Es tut nichts. Du hast ja recht. Also einen Augenblick."

Einige Minuten später kehrte er zurück, den hellen Sommerüberzieher über dem Arme und den schmalrandigen Strohhut auf dem Kopfe.

Unten erwartete sie das Automobil. Der Diener stand an der geöffneten Wagentür.

„Der reine Salon", sagte Wolfgang Köhler, als sie sich zurecht gesetzt hatten und wies auf den Tisch, die Kleiderhaken und die Toiletteeinrichtung.

„Bei längeren Landtouren muß man ja die Geschichten haben. Es kann sechs, im Notfalle sogar acht Mann fassen. Ich kann es nicht aushalten,

stundenlang in diesen engen Coupés zu sitzen. — Hör' mal, Wolf, habt Ihr unser armes Walkürchen als skandinavische Expertin angestellt?"

„Ja. Es schien mir so gut zu passen. Und der Chef meinte es anfänglich auch. Jetzt kann das Wurm doch wenigstens selbst ihr Geld verdienen und ist nicht auf Barmherzigkeit angewiesen."

„Kann sie denn nicht leisten, was man von ihr verlangt?"

„Ganz im Gegenteil. Wir können ihre Arbeitskraft und ihre Kenntnisse nicht ausnutzen. Daran bist du schuld, oder wohl mehr dein Vater."

Der Regierungsrat lachte leise auf und streckte behaglich die Beine aus:

„Ja, ja, Wolf, die Kreise werden enger. Jetzt interessiert mehr, was im Reiche vor sich geht, als was das Ausland tut. Und vielleicht wird uns nach einiger Zeit Bayern ebenso gleichgültig sein, wie Costarika. Wenn dann wieder ein Zeitraum verstrichen sein wird, werden wir keinen Gedanken mehr für das Nachbarhaus übrig haben. Und zuletzt kümmert sich jeder nur noch um seine eigenen Gedärme — genau so, wie jeder von uns anfing, wie die ganze Menschheit anfing, ehe man die Sozietät mit dazugehörigen Fiktionen erfand. Aber heute werden wir ja den Triumph der Menschheit feiern," er zog das Manuskript aus der Tasche und las: „den letztmöglichen Kulturfortschritt, die

direkte Umformung der Sonnenwärme in technisch brauchbare Energien."

„Herbert, du fängst an, mir unheimlich zu werden."

„Weil ich nicht jeden Unfug vorbehaltlos mitmache, sondern meinen Kopf klar erhalte?"

„Vielleicht deshalb. Nein, es ist die Art, auf die du deine Selbständigkeit zeigst, nicht die Sache an sich."

„Du meinst, ich spräche so ungefähr wie ein betrügerischer Bankier: Ihr Idioten meint, daß ich mich jetzt von euch zur Verantwortung ziehen lasse? Dazu bin ich viel zu vornehm und schieße mir lieber eine Kugel in den Kopf. Feigheit der grande geste. Das wolltest du doch sagen, nicht wahr, lieber Freund?"

Der Journalist sah ihn ernst an. Dann senkte er den Blick.

Herbert von Lauengall stand auf:

„Na, Wolf, keine Geschichten. Wir wollen lieber die sympathische Situation, die aus diesem Tische und einem auf diesem zu entleerenden Frühstückskorbe besteht, in kindlicher Naivität ausnutzen."

Er rief dem Chauffeur durch das Sprachrohr zu, langsamer zu fahren, deckte ein Tuch über den Tisch, entnahm dem Korbe Teller, Gläser, Gabeln und Messer. Dann erschien eine ganze Reihe kalter Delikatessen. Sogar ein Eiskübel für den

Champagner kam aus einem besonderen Koffer zum Vorschein.

Der Regierungsrat füllte die Gläser:

„Nun, Wolf! Wollen wir nicht ein Glas auf unsere alte Freundschaft trinken, und bei einem zweiten einander das Versprechen geben, einander immer zu achten, was jeder von uns auch tun mag?"

Sie tranken. Herbert von Lauengall stürzte den Inhalt des ersten Glases hinunter, schenkte unverzüglich wieder ein und schlürfte langsam das zweite. Er drehte das leere Glas eine Weile in der Luft, wobei einige Tropfen auf seine Beinkleider fielen, was er nicht bemerkte. Dann stellte er das Glas in den Halter:

„Also guten Appetit! Was darf ich dir reichen? Kaviar? Oder ziehst du etwas italienischen Salat vor? — Sag' mal, Wolf, ist so ein privates Junggesellenfrühstück trotz aller Primitivität nicht lustig?"

Der Journalist nickte und aß kräftig. Der Regierungsrat sah ihm lächelnd zu, nahm selbst aber nur gelegentlich einen Bissen.

„Aber Herbert, du ißt ja gar nichts?"

„Ich bin nicht hungrig. Laß dich nur nicht durch meine Zurückhaltung im Genusse deines Daseins stören. Ich bin auch etwas nervös. — Jedenfalls freue ich mich als guter Kamerad neidlos über deine, durch nichts anzufechtende, gesunde Bauernkonstitution."

Wolfgang Köhler legte Messer und Gabel fort und sah seinen Freund traurig an:

„Kann ich dir nicht helfen, Herbert?"

Der Regierungsrat lachte auf:

„Nein, mein Junge. Ich erkenne heute wie immer deine Herzensgüte dankbar an. Es gibt aber Dinge, die man mit sich allein abmachen muß, respektive allzufrüh mit sich selbst allein so gründlich abgemacht hat, daß es für jede Hilfe zu spät geworden ist. Ich bin nun mal auf Fricks poetisches Ufer gekrabbelt, und mir bleibt nichts anderes mehr übrig, als in Haltung zu warten, bis der Strom es unterspült hat. Immerhin gewährt meine einsame Klippe einen leidlichen Ausblick, und ich verfolge mit Vergnügen das sichere Schwimmen in ebendemselben Strome. Nur weiter Wolf! Auf den gegenwärtigen Augenblick nutzangewandt: iß! — Wenn du gelegentlich dem guten Friedel etwas unter die Arme greifen wolltest und ihn sowohl vor den Stromwirbeln, wie vor den Uferklippen bewahren wolltest, wäre ich dir dankbar. Ich habe den Jungen lieb. — Was darf ich dir reichen?"

„Nein, vielen Dank, Herbert, ich bin wirklich vollständig gesättigt."

Der Regierungsrat räumte das Geschirr und die Speisereste fort und bereitete auf einer Spiritusmaschine Kaffee.

„Was ziehst du in einer solchen Situation vor, wenn du aufrichtig bist: eine Zigarre oder Zigarette?" fragte er dann. „Eine Zigarre also? Bitte! — Um also auf die Cholera zurückzukommen, von der wir gerade sprachen, so kannst du beruhigt sein: wir haben die russische wie die böhmische Grenze mit Militär abgesperrt, und jede Bazille, ob männlich oder weiblich, wird beim Betreten des Reichsgebietes erbarmungslos bajonettiert. Nur kosten die Truppentransporte und noch mehr die Verpflegungen bei den Kohlenpreisen ein schreckliches Geld."

Der Journalist hob die Gardine auf und schaute hinaus:

„Die schreckliche Dürre", sagte er.

„Ja, nicht wahr? Die preußischen Kollegen von der Landwirtschaft schimpfen ununterbrochen. Jetzt erleben wir dasselbe wie Nordamerika, daß nach Ausrottung der Wälder die Winter unerträglich kalt, die Sommer unerträglich heiß wurden. Wälder mildern eben alle Temperaturübergänge. Und dazu kommt noch der Raupenfraß. Solch ein Insektenjahr ist noch nie dagewesen. Die Vogelschützler triumphieren jetzt, leider mit Recht. Denn wenn wir den Vögeln die Brutstätten gelassen hätten, wären die Insekten nicht da, hätten wenigstens ein Gegengewicht. Aber die Herren vergessen eine Kleinigkeit: man kann nicht moderne Landwirt-

schaft mit Urwäldern verbinden — wie unsere rothaarige Philosophie sehr richtig des längeren ausführte. — Aber Hitze und Insekten verderben uns das ganze Programm, das wir uns so schön ausgeklügelt hatten. Aber das ist gut, das ist durchaus nicht unlogisch. Haben die Urviecher und Schachtelbäume uns den Boden bereitet, dann ist es korrekt, daß wir — ziemlich unfreiwillig, aber doch! — wieder durch Beseitigung von Großtieren und Vögeln den kleineren Lebewesen die Welt überlassen, die ja überhaupt immer kleiner wird. Dann werden die Ameisen und Bienen auf ihre Weise die schöne Erde ausbeuten und durch ihre Kultur sich selbst den Boden unter den Füßen weggraben — um, auf höchster Ameisenkultur stehend, mit Bedauern abzutreten und den Bazillen das Feld zu räumen. Schließlich ist dann die Erde ein einziger, durchgepflügter Kristall, der keinerlei Möglichkeiten mehr in sich birgt."

„Dann muß es dir doch zum mindesten eine ästhetische Befriedigung gewähren, daß Hitze und Cholera ein gekünsteltes, unnatürliches Programm — du meinst wohl die Rückwanderung der Industriearbeiter auf das Land — gestört haben", sagte der Journalist lächelnd.

Der Regierungsrat warf ihm aus nur halbgeöffneten Lidern einen müden Blick zu:

„Das Programm war gar nicht so dumm. Wenn

alles in Ordnung gewesen wäre, hätten wir die Cholera von den Grenzen fortgehalten, hätten wir überhaupt alles arrangieren können. Aber unser ganzer Mechanismus war so fein, daß die kleinste Störung alles durcheinander brachte. Die Kultur hat uns zu den Wolken erhoben, jetzt finden wir den Erdboden nicht so schnell. Ja, ja, du hast recht: jede Niederlage gewährt uns eine ästhetische Befriedigung, wenn wir den Gegner als uns wirklich überlegen erkennen. Noch größer ist aber die Befriedigung, einen positiv überlegenen Gegner — zum Beispiel die Natur — durch listige Kunstgriffe zu übertölpeln. Diesmal gelang es also nicht."

„So etwas geht aber nie auf die Dauer", sagte Wolfgang Köhler ernst.

„Nein, so etwas geht nie auf die Dauer", wiederholte Herbert von Lauengall, legte seine Beine auf seinen Koffer und rauchte nachdenklich seine Zigarre.

„Das kommt davon, daß man plötzlich liberal regieren will", sagte er nach einer Weile.

Der Journalist wandte sich ihm zu und sah ihn fragend an.

„Ja, Wolf, der Liberalismus ist aus Fiktionen geboren und zeugt selbst wiederum nur Fiktionen, nie Realitäten. Was ist das Resultat unserer ganzen Revolution gewesen? Die Fideikommisse sind zwar in den freien Verkehr übergegangen,

aber der Großgrundbesitz hat sie mit Behagen aufgefressen. Was wir wollten, nämlich den Kleinbauernstand stärken, eine Rückwanderung von den Städten aufs Land herbeiführen oder wenigstens erleichtern, kam selbstverständlich nicht. Das ist die Folge davon, daß wir der natürlichen Entwicklung entgegenarbeiten wollten, liberal regierten: Phrasen. Sachlich ist alles nur noch schlimmer geworden. Und weitere Zwangsmaßregeln, Enteignung, Zwangssiedelungen sind schon an sich recht gefährliche Dinge, und besonders jetzt, wo diese verdammte Dürre wirklich keine Reklame für das Landleben macht. — Wir sitzen fest, teurer Freund, wir haben uns verstiegen. Weiter geht es jedenfalls nicht, wir können nur versuchen, ob wir wieder auf den sicheren Boden hinunterkönnen."

„Und uns dann von unten über die Felsspitze freuen, die wir doch wenigstens einmal erstiegen hatten", fügte der Journalist hinzu.

„Ja, ja, manche Menschen können sich sogar darüber freuen, einmal oben gewesen zu sein. Das sind die Normalen. Andere bereuen, den Aufstieg unternommen zu haben, wenn sie nicht oben haben bleiben können. Das sind die Querköpfe. Die Dritten können es nicht über sich gewinnen, hinunterzusteigen und springen lieber von der Höhe in den Abgrund. Das sind — ja, sind das nun die Starken oder die Schwachen?"

„Die Stolzen sind es jedenfalls", sagte Wolfgang Köhler.

„Schön, also die Stolzen. Wir hätten also wenigstens eine Formel für diese Narren gefunden. — Sind wir noch immer nicht da?"

Der Journalist sah nach der Uhr:

„Eine Stunde wirst du dich noch gedulden müssen."

Herbert von Lauengall stand auf und reckte sich:

„Ich bin dir wirklich dankbar, daß du mitgekommen bist. Die Fahrt hätte mich verrückt gemacht. Ich bin so nervös, daß ich nicht mehr allein sein kann. — Du gestattest doch, daß ich mich in deiner Gegenwart in meine Festgewänder hülle? Da du gewohnt bist, Realitäten ins Auge zu sehen, und dich einer anormalen Normalität erfreust, wirst du wohl auch dem Anblicke der nackten Wahrheit meines Körpers gewachsen sein."

Er nahm seinen Frack heraus und legte sich ein weißes Hemd zurecht. Dann begann er sich zu entkleiden. Wolfgang Köhler sah voll Entzücken diesen wohlgebildeten, straffen Körper, der trotz des Mangels an aufdringlicher Muskulatur doch stark und fest anmutete. Knabenhaft war der leichte, blonde Flaum auf den Armen und auf der Brust und die gleichmäßige, hellbräunliche Tönung der ganzen Haut. Die Schamhaare waren rötlich.

„Es ist doch gut, daß wir heutzutage nicht mehr nackt herumlaufen, sonst würdest du viele süße, kleine Mädchen unglücklich machen."

„Durch Erfüllung oder durch Versagung?"

Der Journalist lachte auf:

„Durch Versagung, du Narr! Um durch Erfüllung — konventionelle Vorstellung: das verlassene Mädchen in Lumpen plus Kind — jemand zu betrüben, bist du zu anständig."

Herbert von Lauengall spannte seinen geschmeidigen Körper und wiegte sich auf den Zehen:

„Ich ziehe wirklich gewohnheitsmäßig die Qualität der Quantität vor. — Immerhin hätten wir jetzt endlich einen positiven Vorteil der Kultur konstatiert: die Fiktion der Kleidung — ich beabsichtige mit diesem Ausdruck keinen Witz, da die Kleidung wirklich aus dem Grunde nur eine Fiktion ist, daß man unter derselben nackt ist, obschon Eltern, Erzieher und Friedel diese scheinbar so einleuchtende Wahrheit durchaus nicht zugeben wollen — die Fiktion der Kleidung gibt also die Chance der Distanze, wiewohl die Mehrzahl der Erdenbürger diese Chance nur als fiktiv wissen will."

„Herbert, laß doch endlich einmal die armen Fiktionen in Frieden."

Der Regierungsrat zündete sich eine Zigarette an und setzte sich mit übergeschlagenen Beinen nackt auf den Sitz, dem Journalisten gegenüber.

„Nein, Wolf, das kannst du nicht verlangen. In dieser schrecklichen Demokratisiererei muß jeder, der Selbstachtung hat, die Reste von Individualität, die sich noch in ihm finden, mit zärtlicher Umsicht hegen — und wenn es sich auch nur um die albernsten Steckenpferde handelt." Er legte den Zigarettenstummel fort, stand auf und begann sich anzukleiden.

Über seinen ordengeschmückten Frack zog er einen dünnen, dunkelgrauen Überzieher und setzte sich dann neben den Journalisten, seinen Zylinder auf dem Schoße haltend.

Sie fuhren durch Lübeck. Am schönen, alten Turmtore vorbei, das neben der modernen Straße kulturvoll und zwecklos in einer Bodensenkung stand, durch den Breiten Weg mit den alten Patrizierhäusern, der sich plötzlich in eine Reihe von Cafés und Mietskasernen umformte, und waren dann wieder auf der Landstraße. Aber das ganze Ufer der Trave war schon von Fabrikanlagen gefolgt.

„Ja, Wolf, wie machen wir es jetzt am zivilisiertesten? Willst du das ganze Treiben mit Reden und Glückwünschen und Orden und einem rothändigen, dickbauchigen Bürgermeister mitmachen, oder ziehst du es vor, dieses ganze Truggespinst mir zu überlassen und deine eigenen Wege zu gehen? Dann könnten wir uns am Abend wieder hier treffen."

„Ich habe ja gar keine Wahl, da ich nicht in Toilette bin."

„Du Glücklicher!"

Sie passierten die letzten Buchenwälder und dann kam Travemünde in Sicht. Bei der Backsteinkirche stieg Wolfgang Köhler aus, und während das Automobil weiterrollte, schlenderte er langsam durch den langgestreckten Ort. Es waren noch zwei Stunden bis zu dem feierlichen Akt, und so setzte er sich an den Strand und sah auf das Meer in die vielen kleinen Segelschiffe — auch ein Dampfer glitt gerade aus dem Hafen.

„Sonderbar, das Einzige, dessen man nie müde wird, ist doch das Meer," dachte er. „Ist es deshalb, weil wir in ihm unsere Urheimat fühlen? Müssen wir untergehen, weil wir es verließen, weil wir harten Boden für ewiger hielten als das Wogen? Und doch können wir schon in den Schulbüchern über Geologie nachlesen, wieviel von den Bergen jährlich — täglich abgetragen wird. Wir brauchen nur ein Stückchen Papier zu nehmen und können in fünf Minuten ausrechnen, wann die ganze Erde von einer gleichmäßigen Wasserschicht bedeckt sein wird. Werden die Insekten es noch erleben? Vielleicht sitzt dann die letzte Ameise auf dem letzten Rest des Himalaya und betrauert die versunkenen Kulturen. — Nein, es wird nach der Insektenzeit sein, und nach der Bazillenzeit. Die Amöben

werden es erleben. Und wenn die letzte submarine Höhendifferenz ausgeglichen sein wird, wird auch die letzte Amöbe sterben.

Weshalb eigentlich diese Gleichzeitigkeit? Hieß das nicht, in das Dasein von menschlichen Voraussetzungen her einen Sinn hineinlegen? Hieß das nicht, willkürlich eine sinnvolle Synthese unzusammenhängender, sinnloser Erscheinungen herstellen? Willkürlich, künstlich — nein künstlerisch." Wolfgang Köhler errötete vor Scham. Friedel hatte diese Gleichzeitigkeit autoratiiv verkündet, Friedel, der Künstler. Er hatte Sinn in das sinnlose Chaos legen wollen, hatte sich orientieren wollen, weil er dessen Anblick nicht ertrug. Und er — Wolfgang Köhler — hatte sich blenden lassen, hatte sich mit der Einheit des künstlerischen Bildes zufrieden gegeben, weil es ihn der Mühe enthoben hatte, weiter denken zu müssen. „Die Kunst", lachte er leise auf, „hat also korrekt gewirkt und ich habe korrekt auf sie reagiert. — Aber das zeitliche Zusammentreffen des Kohlenmangels mit dem allgemeinen Dänemark ist Tatsache. Ich will es vorläufig als zufällig ansehen, um keine neue Dummheit zu begehen. Aber vielleicht findet sich eine Verbindung zwischen beiden Dingen, oder eine Abhängigkeit des einen von dem anderen. Der Mensch spielt in beiden die Hauptrolle, und zwar wirksam, nicht passiv. Stellt

das allgemeine Dänemark einen absoluten oder einen relativen Begriff dar? Zweifellos einen absoluten. Und die Erschöpfung der irdischen Mineralschätze? Ebenfalls einen absoluten. Nein, zum Donnerwetter", und Wolfgang Köhler sprang auf, „das allgemeine Dänemark ist ein relativer Begriff, ist nicht das an sich gegebene Ende der Menschheit, sondern der durch den Umfang der Elementarschätze zugelassene größtmögliche Zusammenschluß, die durch die Kohlenvorräte diktierte Grenze der Arbeitsteilung. Das allgemeine Dänemark ist weiter nichts als ein anderer Name für den Zeitpunkt, wo die Minerale erschöpft waren."

Der Journalist begann vor Befriedigung laut zu pfeifen und mit seinem Spazierstocke nach Kieseln zu schlagen. Wie ein mutwilliger Junge sprang er von einem algenbedeckten, glitschrigen Steine auf den anderen und vergnügte sich köstlich bei den Bemühungen, sich im Gleichgewichte zu halten. Nach einer besonders plumpen Schlenkerbewegung mit den Armen sah er sich um, ob er auch unbeachtet sei. Ja, der Strand war völlig menschenleer.

Wolfgang Köhler ging nachdenklich zum Wege zurück. Ihm fiel jetzt ein, daß die Straßen in Travemünde vorhin so merkwürdig verlassen gewesen waren — und die in Lübeck übrigens auch.

Wo war er eigentlich? Wohl in der Nähe des

Seetempelchens. — Er stieg in einem Dünenein-schnitt hinauf, der ihm bekannt vorkam.

Er hatte sich nicht geirrt: das Tempelchen war ganz in seiner Nähe. Was ihn aber erstaunte, war das Gewimmel von Menschen hier oben, die alle demselben Ziele zustrebten: den riesigen, flach-gewölbten Spiegelflächen, die die ungeheure, rauch-schwarze Metallkuppel im Dreiviertelkreise um-standen.

Das war Geheimrat Kräutchens vielbesprochene Versuchsanstalt.

Wolfgang Köhler ging zum Tempelchen hinauf. Von hier aus hatte er zwar einen guten Über-blick über die ganze Anlage mit den Neben-gebäuden und der kurzen Bahnstrecke, auf der heute um vier Uhr nachmittags zum erstenmal ein Zug mit direkt aus Sonnenlicht umgeformter Elektrizität bewegt werden sollte, er sah auch die Festtribüne, deren Blumenschmuck sogar in diesem Abstande einen verwelkten Eindruck machte — aber die Anlage selbst war ihm ja schon bekannt, und erwartungsvolle oder wild begeisterte Men-schenmassen hatte er als Journalist schon oft von einem isolierten Punkte aus beobachtet. Er ent-schloß sich also, von seiner Preßkarte Gebrauch zu machen, als es ihm plötzlich doch leid tat, die wohltätige Kühle des Deiches aufzugeben.

So blieb er und schaute abwechselnd auf das

Meer und das sich immer dichter zusammendrängende Menschengewühl. Gelegentlich sah er auch auf seine Uhr; sie näherte sich der vierten Nachmittagsstunde.

Jetzt wurden die Schutzmannsketten energisch. Sie sperrten die ganze Anstalt ab und schafften besonders freien Raum um die Tribüne.

Aus einem der Gebäude kam ein feierlicher Zug. An ihren Gestalten und Bewegungen glaubte Wolfgang Köhler den Regierungsrat und an dessen rechter Seite den genialen Erfinder zu erkennen. Ihnen folgten eine Reihe wohlbeleibter Gestalten — wohl Ehrengäste — und diesen wiederum schlanke Herren — wahrscheinlich die Ingenieure.

Der Zug bewegte sich langsam auf die Tribüne hinauf. Dann erstarrte er; vermutlich wurden jetzt die Reden gehalten, die die Entbindung der neuen Zeit einleiteten. Jetzt trat der Regierungsrat vor; Wolfgang Köhler konnte deutlich sehen, wie er sich abwechselnd an die Ehrengäste und das versammelte Volk wandte. Er brachte also die Komposition seines ungenannten Referendars zum Vortrag.

Auf einmal entstand ein eifriges Rühren dort oben. Die schlanken Herren eilten hinunter — die Schutzleute schafften ihnen dienstbeflissen Raum — und ein Wogen, wie das in einem Kornfeld, ging auf die riesigen Spiegel zu. Diese bewegten

sich; ihre einzelnen Kurvenflächen veränderten die Lage zueinander — die Stative, auf denen die Spiegel ruhten und von denen sie jetzt in eine wohldurchdachte Ordnung gebracht wurden, waren wie die silbergrauen Arme eines ungeheuren Spinnenpolypen: tastend, vorsichtig und dabei doch sicher.

Das Wasser, das unter der rauhen, schwarzen Metallkuppel durch die Sonnenglut schon stark vorgewärmt sein mußte, geriet ins Kochen; wenigstens entströmte Dampf schrill pfeifend den Sicherheitsventilen. Auf einem der Nebengebäude — der Journalist wußte, daß es die Dynamos beherbergte — wurden die schwarzweißroten Fahnen emporgezogen und bald darauf begann der elektrische Zug auf der kurzen Schienenstrecke hin und zurück zu fahren.

„So sieht also das größte Ereignis aus, das uns noch beschieden war", dachte Wolfgang Köhler gelangweilt und blickte wieder auf das Meer hinaus, wo von einem Kutter mit blendendweißen Segeln, die aber schlaff hingen, einige nackte Jungen ins Wasser sprangen und sich vergnügt tummelten. Ein wildes Begeisterungsgeheul ließ ihn sich wieder umwenden. Die Menschenmassen schrien, tanzten, schwenkten Kopfbedeckungen und Taschentücher und benahmen sich überhaupt ziemlich erregt. Dann wurden sie aber auf einmal

still vor Staunen: die schwarze Metallkuppel klaffte auseinander, die beiden Viertelkugeln senkten sich in vier Seitenwände. Ein ungeheurer Kessel stand dampfend da. Der elektrische Zug blieb mitten auf dem Gleise stehen, die riesigen Spiegel bewegten sich, ihr blendendes Licht strahlte in die Luft zurück — — —

Immer toller gebärdete sich die Menge, immer eifriger wurden die Polizeibeamten in ihrem Bemühen, die Absperrungen aufrechtzuerhalten. Der wogende Kampf in der fürchterlichen Sonnenglut erzeugte einen Schweiß, dessen süßlicher Geruch sogar bis zu dem hochgelegenen Seetempelchen hinaufdrang.

Wolfgang Köhler zündete sich infolgedessen eine Zigarette an, und als er nach der Minute, die hiermit verstrich, seine Augen wieder dem großzügigen Schauspiele zuwandte, sah er, daß die Begeisterung nicht mehr zu hemmen gewesen war. Der vorhin freie Platz war von dem Menschengewühl angefüllt, das schon die Tribüne umbrandete. Hier und da ragte ein Schutzmannshelm hervor. Die breite, steile Treppe zur Tribüne wurde gestürmt, diese selbst schwankte, einer der Stützbalken bog zur Seite aus, die Treppe zerriß, ihr oberer Teil schwebte frei in der Luft, die Fläche der Tribüne neigte sich dem kochenden Kessel zu, ein schwarzer, strampelnder Körper

glitt hinab, andere klammerten sich an dem Geländer fest —

Die Bewegung der Menschenmasse prallte zurück, wurde tot, einzelne Schreie ertönten, schlossen sich zu einem wilden Gebrüll zusammen, das sich wieder in einzelne Stimmen auflöste, während wieder Leben in die Menge kam, angstvolles, zagendes Leben — —

Wolfgang Köhler lief hinunter, drängte sich durch die ersten aufgelösten Gruppen, hörte von allen Seiten dieselben Fragen und stand dann fest eingekeilt zwischen den vielen. Er sah den oberen Rand der Spiegel, sonst nichts. Es wurde ihm klar, daß er in einer Senkung des Bodens stehen mußte, und versuchte, sich das Bild der ganzen Ebene zu vergegenwärtigen, um schnell auf einen etwas höher gelegenen Punkt kommen zu können. Aber alle Gedankenreihen wurden durch die Angst um seinen Freund verwischt. So raffte er sich zusammen, wollte vorwärts dringen, aber er kam nur einige Schritte weiter. Vor ihm eine kompakte, heiße Menschenmauer, und auch hinter ihm schloß sich bald eine solche zusammen. Und alle reckten die Hälse — —

Immer und immer wieder entrollte sich ihm das Bild der Katastrophe, immer neue Einzelheiten fügte seine Phantasie hinzu, und dabei stand er hier eingeklemmt, in dem atemlähmenden

Schweißgeruch einer zusammengepreßten, tausendköpfigen Menschenmasse unter der Sommersonne.

Die Betäubung kroch wie ein schwerer Wein aus seinen Gliedern in seinen Geist. Er fühlte, wie die Gleichgültigkeit über ihn kam, die große Gleichgültigkeit.

Langsam rückte die Menschenmasse zurück. Militärische Kommandorufe durchdrangen das Stimmengesumme. Plötzlich bemerkte Wolfgang Köhler, daß er sich bei der Düne befand und gleichzeitig erhielt er einen Überblick über das ganze Feld. Er sah die ganze Anlage unverändert, das Becken dampfte noch leicht, nur das Gerüst der Tribüne sah wie von einem heftigen Sturme zerfetzt aus. Der ganze Platz war im weiten Umkreise von Schutzleuten abgesperrt, denen — obwohl sie sich in recht großen Abständen voneinander befanden — jetzt alle gehorchten. In der Mitte des freien Raumes waren nur kleine Gruppen, einzelne Wagen, Feuerwehrleitern — — —

Der Journalist eilte mit einigen Sprüngen die Düne hinunter. Jetzt sah er viele Menschen am Strande; sie gingen alle langsam und gedämpft miteinander sprechend der Stadt zu. Er schloß sich dem Strome an, aber dann erfaßte ihn plötzlich ein Widerwillen gegen diese stumpfe Herde. Er drehte kurz um und wanderte mit erhobenem Kopfe und zusammengepreßten Lippen wohl eine

Stunde lang in entgegengesetzter Richtung am Strande entlang. Die Sonne senkte sich und begann schon die Sande warm zu tönen, die Dünen färbten sich rot, das Meer wurde schimmernd lichtgrün und doch tief und undurchsichtig, Scharen von Möwen, Wildenten und Austernfischern umflatterten kreischend weit draußen eine Tangbank — — —

Wolfgang Köhler war jetzt ganz allein und sah auf die Vögel und ein langsames Ruderboot. Dann wandte er sich um und ging unter dem hereinbrechenden lauen Dämmer der Stadt zu. Es wurde dunkel, das Meer plätscherte ganz leise. — — — Endlich, bei der eleganten Promenade angekommen, wandte er sich vom Strande ab und ging auf die Landstraße. Bei den Villen und dann in der Stadt selbst standen viele Menschen, aber sie flüsterten nur leise und bewegten sich befangen, als ob eine Schlacht verloren, ein König gefallen sei.

Er ging durch die Straßen, langsam und ziellos. Plötzlich legte sich eine Hand auf seine Schulter, und so sehr hatte er sich in seiner Einsamkeit verloren, daß er einen kurzen Schreckensschrei ausstieß, während er sich umwandte. Herbert von Lauengall stand vor ihm.

„Gut, daß ich dich finde, Wolf. Ich sah dich ganz zufällig. Komm jetzt schnell fort. Hier haben

wir nichts mehr zu tun. Es ist alles in Ordnung. Für den Rest sorgt die Polizei! Komm!"

In einigen Minuten hatten sie ihr Automobil erreicht. Langsam führte es der Chauffeur durch die holprigen Straßen.

Als sie die Stadt hinter sich hatten und auf der Landstraße in das Dunkel der Nacht hineinsausten, fragte Wolfgang Köhler:

„Wer war es?"

„Kräutchen selbst. Sonst nur einige Beinbrüche. Ja, die Begeisterung. — Und dabei war sie recht unangebracht. Und das war vielleicht das Ernsteste an der ganzen Geschichte — falls wirklich Menschheit über Mensch steht."

Sie schwiegen lange und sahen, wie Bäume und Kilometersteine im Bannkreise der Azetylenlampen aufleuchteten und wieder verschwanden. Sie passierten Lübeck — — —

„Entschuldige, Herbert, ist vielleicht von unserem Frühstück eine Kleinigkeit übriggeblieben? Sonst möchte ich dich bitten, für eine Minute halten zu lassen. Ich habe seit heute morgen nichts gegessen."

Der Regierungsrat schaltete die Lampe ein:

„Es ist noch soviel da. — Aber wenn du lieber ordentlich in einem Restaurant essen willst —?"

„Nein, nein, viel lieber im Auto. Ich bin gar nicht hungrig. Nur einen kleinen Bissen möchte ich haben."

Herbert von Lauengall deckte wieder sorgfältig den Tisch, entkorkte eine Flasche Rotwein und stellte sie in den Halter. Auch er aß etwas.

„Wolf, weißt du, was Kräutchen mir sagte, während wir oben standen und über die Zukunft redeten? Vorläufig würde seine große Erfindung keinerlei praktische Bedeutung haben, denn es gäbe nicht mehr Metall genug für Spiegel in den Dimensionen, um nur Travemünde mit der notwendigen Kraft zu versorgen, nicht mehr Kupfer genug für die Leitungen. Er hoffte auf die Mongolei und erzählte von einer russischen Regierungsexpedition."

Der Journalist stellte sein Glas hin und nickte langsam:

„Aber die Idee ist doch erfüllt."

Der Regierungsrat lachte kurz auf:

„Ja, die Idee ist erfüllt. Da hast du recht. Prosit, Wolf!"

Dann sah er vor sich hin.

Und während das Automobil durch die dunkle Nacht weitereilte, ruhten die beiden Herren müde auf ihren bequemen Ledersitzen, nippten an dem Weine und rauchten gedankenvoll ihre Zigaretten. So verrann Stunde auf Stunde. Die Sterne erblaßten schon im Osten, als sie Berlin erreichten.

Erschöpft, wie nach einem starken Fieberanfalle, stieg Wolfgang Köhler vor seiner Wohnung aus.

Herbert von Lauengall drückte ihm noch einmal fest die Hand und zog dann die Wagentür zu. Der Diener auf dem Bocke grüßte, und das Automobil fuhr weiter durch die menschenleeren Straßen.

Der Journalist sah ihm nach. Er stand noch lange, die Schlüssel in der Hand, vor der Haustüre und sah auf die Straße, über die jetzt schwer ein Sprengwagen fuhr. Es wurde heller, der umgrenzte Schein der Laternen wurde von einem gleichmäßigen Schimmer abgelöst: der neue Tag kam.

Aus einem Nachbarhause trat eine Dirne. Ihre Augen lagen in tiefeingefallenen, blaubraunen und gefältelten breiten Ringen. Die ziegelrote Schminke war von den Lippen auf die Wangen ausgewischt. Sie sprach Wolfgang Köhler an und leckte dabei mit der Zungenspitze die Mundwinkel. Wolfgang Köhler sah sie schweigend an, drehte sich um und öffnete die Haustür. Ein seine Männlichkeit anzweifelndes Schmähwort klang ihm nach.

Er ging hinauf und legte sich schlafen. Sobald er im Bette lag, fühlte er seine Glieder und seinen Kopf schwer werden, unbewegbar schwer. Dann sank er hin.

Er erwachte frisch. Die Sonne schien in sein Zimmer. Es war acht Uhr. Er trank ein Glas Wasser, zündete sich eine Zigarette an — Wasser und Zigaretten standen immer auf seinem Nacht-

tische —, legte den Hinterkopf in die ineinandergeschlungenen Hände und dachte nach. Aber durch die Fugen aller vernünftigen Gedankenreihen grinste immer wieder das Gespenst des Schamgefühls. Was war denn eigentlich geschehen? Ein liebenswürdiger Geheimrat war bei einem interessanten Experiment verunglückt, war in einen Riesenkessel gefallen und verkocht worden. Tragisch. Schön. — Wäre er — Wolfgang Köhler — nicht zufällig Zeuge des Vorfalles gewesen, sondern hätte ihn nur in der Zeitung gelesen, hätte er sich gewiß nur mit einem bedauernden Achselzucken an die nächste Spalte herangemacht. Fand sich denn zwischen dem Zuschauer und dem Leser ein prinzipieller Unterschied? Nein. Offenbar nur ein gradueller. Die Distanz war geringer gewesen und das aus der rein zufälligen Ursache, daß er nämlich seinen Freund mit nach Travemünde begleitet hatte. Und er hatte sich von der verringerten Distanz völlig überrumpeln lassen, war in einer schlechtdünstenden Menschenmenge wie ein Narr gestanden und dann — knabenhaft — stundenlang am Strande einhergegangen. — Immerhin, die Sorge um seinen Freund? Unsinn. Er hätte sich ganz gewiß nicht so aufgeführt, wenn er hier in Berlin in der Zeitung Herberts Krankheit oder Tod gelesen hätte. Zuweilen konnte man auch ehrlich sein. — Also nur, weil er selbst

dabei gewesen war, hatte er zur Volksmasse gehört und war dann bis in die Nacht hinein am Meere gewesen. Kindisch. — War er jetzt nicht inkonsequent? Das Sichanschließen und das Sichabsondern konnte doch unmöglich gleicherweise kindisch sein.

Schattenhaft, ungreifbar tauchte eine Erinnerung auf, eine schöne, stolze Erinnerung. Aber sie versank immer wieder in den Wirbeln von Bilderfetzen. Wolfgang Köhler zündete sich eine neue Zigarette an, verzichtete auf das Haschen nach jener Erinnerung und griff seinen letzten Gedanken wieder auf. Da mußte also eine Inkonsequenz vorliegen; nur eines von beiden Dingen konnte falsch sein: das Sichanschließen oder das Sichabsondern, nicht das eine ebenso sehr wie das andere. Da gab es keinen richtigen Mittelweg. — Doch! Und jetzt stellte sich die Erinnerung ein, leuchtend und froh: der Vormittag, wo er mitten im Strome gegangen war und doch sein eigenes Ziel gehabt hatte, sein Gang zu Thora Gyldenkrone.

Wolfgang Köhler warf die Decke ab und sprang aus dem Bette. Schnell kleidete er sich an, ließ einige Tropfen Parfüm auf sein seidenes Taschentuch fallen und ging die Treppe hinunter.

Als er die Tür zum Eßzimmer öffnete, blieb er erschrocken stehen: seine Mutter rührte mit verweinten Augen ihre Schokolade um, während der

Kommerzienrat mit nervösen Bewegungen einige Briefe und Telegramme in kleine Stückchen riß. Sein Frühstück stand unberührt vor ihm; trotzdem hatte er sich schon eine Zigarre angesteckt.

Wolfgang Köhler küßte seiner Mutter die Hand und gab ihr mit einem Blicke zu verstehen, daß sie sich nicht sorgen sollte; er wäre ja da und würde schon alles in Ordnung bringen. Sie lächelte ihm nur müde entgegen. Dann begrüßte er seinen Vater. Dieser stand auf, wischte mit dem Arme die Papierfetzen vom Tische fort. Sie flatterten in Kreiselschwirren auf den Estrich:

„Nun, mein Junge? Was hast du also gestern erlebt? — Entschuldige! Iß nur ruhig. Wir wissen schon alles aus der Zeitung, wußten es schon vorher. Wir wissen alles, alles", murmelte er vor sich hin.

Woher diese gespannte Atmosphäre? Der Journalist verstand es nicht. Vorläufig wollte er das Gespräch auf neutrale Bahnen führen:

„Ja, Vater, ich habe schon vor Monaten euch gesagt, daß ich die Sache nur für eine schöne Spielerei hielte."

Der Kommerzienrat kaute an seiner Zigarre:

„Uns hast du es nicht gesagt, mein Junge."

„Nein, jetzt erinnere ich mich, ich sagte es einigen Bekannten."

„Es ist ja auch gleichgültig. Es ist ja auch

ganz gleichgültig, wem du es gesagt hast — aber kannst du dich noch entsinnen, weshalb du es nur für eine kindische Spielerei hieltest? War es deshalb, weil die Herren Quadratkilometer an Raum und Hunderttausende brauchen, um so viel Kraft, wie ein kleiner Bach sie gibt, herzustellen? Und das noch unter der Voraussetzung eines Sommers, wie wir ihn in diesem Jahre genießen? Narrenstreiche, mein Junge!" Er sprang auf und schmetterte seinen Teller auf den Tisch: „Aber meine Pläne waren reell, meine Pläne waren keine Phantasien. Ich brauchte keine Sahara, um ein Dorf zu erleuchten. Mir gehören alle Wasserfälle Islands! Mein Vermögen habe ich in sie hineingesteckt; in drei Jahren hätten sie es mir verzehnfacht wiedergegeben. Und jetzt — — bin ich fertig." Er ging im Zimmer auf und ab; das Geschirr klirrte unter der Wucht seiner Schritte. Die Mutter griff unter dem Tische nach der Hand ihres Sohnes und drückte sie angstvoll.

Plötzlich blieb der Kommerzienrat ganz ruhig stehen und sagte:

„Verzeiht meine Erregung. Ihr werdet sie begreifen können." Er sammelte die Scherben seines Tellers zusammen und küßte seine Frau auf die Stirn, die sie ihm mit geschlossenen Augen emporreichte. Dann nickte er seinem Sohne zu und ging hinaus.

Wolfgang Köhler trank einen Schluck von seinem Tee. Die Mutter strich ihm eine Semmel. Sie schwiegen lange. Zuletzt sagte die Mutter aufstehend:

„Ich will mich etwas zurückziehen und du mußt wohl auch bald zu deiner Arbeit. Ich fürchte, daß du dich bald darauf wirst einrichten müssen, allein zu stehen. Und du wirst es auch können. — Auf Wiedersehen."

Der Journalist blieb noch eine Weile sitzen. Dann erhob er sich und ging zum Kontor hinunter. Die Schreiber arbeiteten fieberhaft und flüsterten nur ganz leise, wenn es etwas zu besprechen gab.

Wolfgang Köhler fragte nach seinem Vater. Ihm wurde zaghaft der Bescheid gegeben, daß der Kommerzienrat sich in seinem Privatkontor eingeschlossen habe und für niemand zu sprechen sei.

So ging der Sohn des Millionärs auf seine Redaktion. Dort konnte er wenigstens etwas tun, dort war er nicht ausschließlich nutzloser Zuschauer.

Als er vor der Haustüre stand und ein Automobil heranwinkte, fiel ihm plötzlich ein, daß es jetzt wohl klüger sei, zu sparen. Auch in Kleinigkeiten. Wenn sein Vater wirklich vor dem Ruin stand — und was mochte die allernächste Zeit bringen?

Da hielt der Kraftwagen. Der Journalist stieg

schnell ein. Und dieser brutale Strich durch seine vernünftigen Gedanken belustigte ihn so, daß er lächelte. Einige tausend Mark hatte er auf der Bank liegen — gesund und stark war er —

Er lüftete seine Arme ein wenig und spannte die Muskeln an. Ein Kraftgefühl durchrieselte seinen ganzen Körper. Dann ließ er sich zufrieden zurücksinken und sah auf die Straße.

Schon jetzt brannte die Sonne unerträglich heiß herab. Und die Luft war, trotz der unzähligen Sprengwagen, von einem feinen Staube durchsetzt, der sich mehlig auf Gesicht und Hände und Kleider legte. Ganze Straßenzüge waren dem Fuhrwerksverkehre gesperrt; denn der Asphalt war weich geworden und flimmerte blendend unter den Schleierbildungen der warmen Luft. Die Menschen hasteten nicht mehr; entweder schlichen sie scheu an den Häusern entlang oder standen dumpf an den schattigen Stellen. Besonders die Arbeitslosen, deren Zahl mit den ungeheuer steigenden Kohlenpreisen ja täglich wuchs. Die Straßenbahn hatte ihren Verkehr schon auf die Hälfte eingeschränkt — — —

Auf seiner Redaktion angekommen, begrüßte er Thora Gyldenkrone, die ihm gegenüber saß, und sah dann die auf seinem Platze aufgehäuften Briefe und Depeschen durch: das unheimliche Umsichgreifen der Cholera in Rußland, die Schwierig-

keiten der Reichsregierung, in einer solchen Zeit gerade an der Ostgrenze Sperrtruppen zu halten und zu verpflegen, geistreiche Vorschläge, die Soldaten dort in kleinen Bauerngütchen anzusiedeln, ähnlich dem Vorgehen in Südsibirien, wo die Kosaken gleichzeitig die militärische und die kulturelle Schutzmacht darstellten, der Rückstrom der Landarbeiter in die Städte, obgleich die Regierung mit allen Mitteln das Gegenteil herbeizuführen suchte, tödliche Dürre auf dem Lande, Stillstand der Industrie in den Städten — puh! Wolfgang Köhler schob den ganzen Haufen zur Seite, wie gleichgültig waren alle diese Dinge, von denen jedes einzelne ihn früher mit Schauder erfüllt haben würde. Was hatte es für einen Sinn, alles das zu registrieren, was gingen sie eigentlich ihn an? Wenn wenigstens eine suggestive Emsigkeit um ihn herum geherrscht hätte! Aber alle waren schläfrig, langsam, von den Redakteuren bis zu den sauber uniformierten Laufburschen hinunter.

„Nein", sagte er laut und erschrak dann selbst darüber. Die Dänin sah auf.

„Verzeihen Sie, gnädiges Fräulein. Aber dieser Stumpfsinn übersteigt meine Kräfte. Ich mache nicht mehr mit."

Sie senkte die Augen, hob ihren Federhalter einen Zoll über die Tischplatte, hielt ihn dort wage-

recht einige Sekunden lang zwischen Daumen und Zeigefinger, wobei sie ihn mit auf die Seite gelegtem Kopf ansah, und ließ den Federhalter fallen. Dann schaute sie den Journalisten an:

„Somit sind wir in gleicher Lage, Herr Köhler. Auch ich werde meine Arbeit hier nicht mehr lange fortsetzen."

„Weshalb nicht?" Er wurde aufmerksam.

„Weil man mir gekündigt hat, Herr Köhler. Ich war ja eigentlich von Anfang an hier überflüssig; jetzt bin ich es mehr als je, da die Zeitung auf ein Drittel ihres bisherigen Umfanges eingeschränkt werden soll."

Wolfgang Köhler sah mit zusammengezogenen Brauen vor sich hin. Thora Gyldenkrone beugte sich wieder über ihre Arbeit. Er sah ihrem fleißigen Tun zu und sagte nach einer guten Weile, als sie gerade ein Blatt zur Seite legte:

„Sind Sie bald fertig, gnädiges Fräulein? Gestatten Sie vielleicht, daß ich Sie nach Hause begleite? Ich möchte gern etwas mit Ihnen sprechen."

„Worüber, Herr Köhler?"

Er zündete sich eine Zigarette an und sah dem Rauche nach:

„Das kann ich schwer definieren. Über etwas, was mir noch unklar ist, was mir aber gewiß klar werden wird, wenn Sie mir erlauben, mit Ihnen zu reden."

Sie schrieb noch einige Zeilen, ordnete dann ihr Manuskript und klingelte nach dem Laufburschen:

„Ich kann jetzt mit Ihnen gehen," sagte sie einfach, während sie aufstand. „Aber wollen Sie nicht vielleicht einen der anderen Herren bitten, Ihre Arbeit zu erledigen?" fragte sie, auf seine Telegramme deutend.

Er zuckte gleichgültig die Achseln:

„Ach, kommen Sie nur. Irgend jemand wird das schon besorgen."

Unter halbgesenkten Lidern sah sie ihn an. Sie verstand ihn nicht.

Dann gingen sie hinunter. Wolfgang Köhler ließ ein Automobil halten — flüchtig durchzuckte ihn dabei der Gedanke, daß Sparsamkeit vernünftiger wäre — und half Thora Gyldenkrone beim Einsteigen. Sie fuhren durch die fast menschenleeren Straßen. Dabei fiel es dem Journalisten ein, nachzurechnen, wie lange es wohl her sein mochte, daß er zusammen mit einer Dame in einem Wagen säße. Jedenfalls recht lange — wann es aber das letztemal gewesen war, konnte er sich nicht entsinnen. Es gab da verschiedene gleichgültige Fahrten, Rückkehren von Theatern, Konzerten — — — Jetzt waren sie in der Taubenstraße angekommen und gingen die Treppe hinauf. Hier war es wohltuend kühl. Auch in der Wohnung, die nach Norden lag. Die Dänin zog

die Gardinen vor, denn der Widerschein des Sonnenlichtes von der gegenüberliegenden Häuserwand wirkte unerträglich. Sie setzte sich dann auf das harte Sofa und sah den Journalisten an, der am Bücherregal stand.

Lange schwiegen sie. Endlich fragte sie Wolfgang Köhler:

„Was gedenken Sie jetzt zu tun?"

„Ich? — Daran habe ich eigentlich noch gar nicht gedacht." Er überlegte sich: wirklich, er sprach die Wahrheit. Seiner eigenen Zukunft hatte er nicht mehr als den flüchtigen Gedanken gewidmet, daß jetzt etwas Sparsamkeit eventuell angebracht sein könnte.

„Was werden Sie tun, Herr Köhler?" wiederholte die Dänin.

Er sah sie lange an und sagte dann:

„Ist das nicht sonderbar, Fräulein Gyldenkrone? Da stehen wir einander gegenüber und Sie sorgen für meine Zukunft, und ich für die Ihre. — Jetzt kommt wohl eine schwere Zeit — wollen wir zwei Heimatlosen nicht zusammenhalten?"

„Wenn ich Ihnen helfen kann, Herr Köhler," und sie reichte ihm die Hand. „Aber ich verlange viel von dem Manne, den ich — liebe."

Er lachte auf und strich ihr das Haar aus der Stirne.

IX.

Gewitterschwüle nach Tagesglut. Schwebender Staub in der Luft, den keine Sprengwagen mehr zu binden versuchen. Kavalleriepatrouillen durchreiten in langsamem Schritte die Straßen. Die Soldaten blicken gleichgültig müde vor sich hin. Und in den Ecken die Arbeitslosen, hungernd, dumpf, verzweifelt. Zuweilen zerreißt freches Weibergekreisch die brütende Schwere. Dann ein gelber Krankenwagen mit Choleraleichen oder ein schwarzer mit Verhungerten, Verdursteten, Ermordeten — wer weiß? Wer kümmert sich noch darum, was im Nachbarhause vorgeht? Dutzende von Leichen werden geholt, Hunderte liegen in verschlossenen Wohnungen, in Kellern, auf Dachböden, in unzugänglichen Winkeln.

Am Horizont ein grauer Dunst, der höher steigt, dichter und dunkler wird. Seine Kante hat eine Farbe wie Schwefelmehl. Kleine, weiße, reine Wölkchen erbleichen vor der unheimlich steigenden Wand, werden schon vor der Berührung von ihr aufgelöst, eingesogen. — —

Herbert von Lauengall trat von dem Fenster zurück, von dem aus er auf die Straße geblickt hatte. Er zog die Vorhänge zu und entzündete die orientalische Ampel, die abwechselnd mit dunkelroten, lichtgrünen und blauen Scheiben eingelegt war, von denen sich scharf und zackig der sie umrahmende Metallzierat abhob. Die Atmosphäre des durch dunkle Teppiche und Vorhänge gedämpften Raumes wurde durch das schwache und wiederum ungleichmäßige Licht in eine nervenspannende, mühsam verhaltene Erregung gebracht.

„Jetzt ist es hier lauschig", sagte Leonie von den weichen Kissen des breiten Sofas her.

Der Regierungsrat antwortete nicht; er kehrte zum Fenster zurück, zwischen dessen Vorhängen das Tageslicht noch durch einen dünnen Spalt eindrang und schloß auch diesen. Dann wandte er sich um und blieb dort stehen, die Arme über der Brust kreuzend.

„Nein, es ist unheimlich — du bist unheimlich", klang es vom Sofa her. „Komm her zu mir!"

Er löste die Arme, ging zu ihr hin, setzte sich neben sie, strich mit der Hand über ihre Schenkel, aber sah vor sich auf den Teppich.

Das schöne Mädchen stützte sich auf die Ellbogen:

„Herbert, warum bist du heute so langweilig?

Kannst du nicht einmal jetzt deine schreckliche Politik vergessen?" Sie warf übermütig den Kopf zurück und schlang ihre Arme um seinen Hals. Lachend befreite er sich und stand auf.

„Weib," sagte er, „soll ich wirklich deinetwegen die Bahnen in Bayern vergessen, die gerade so schön elektrisiert waren, als das Kupfer ausging? Du mythologische Schlange, du? Soll ich meinen teuren Freund vergessen, dem Vater und Mutter in ein Sanatorium wanderten, und den nun eine nordische Walküre behaust? Soll ich vergessen, daß die Disziplin unserer teuren Truppen in die Brüche gegangen ist, sowohl im weltentfernten Osten, wie hier in der Reichshauptstadt? Daß es jetzt klüger ist, Konservenbüchsen zu kaufen als Paketfahrtaktien? Daß die Leute lieber in der Stadt verhungern, verfaulen, sich gegenseitig auffressen, als auf dem Lande geröstet werden?"

Er setzte sich wieder auf das Sopha, schlug ein Bein über das andere, sah dem Mädchen belustigt ins Gesicht und fuhr in seinem natürlichen Tone fort: „Jetzt habe ich den Unterschied zwischen euch und uns: ihr ließet euch nie durch Fiktionen infizieren, ihr seid immer die alten Sinnenraubtiere geblieben, nur daß ihr aus unseren Fiktionen Nutzen zogt. Ihr seid die ewig Gesunden. Eure Kreise haben nie mehr als eure Eingeweide umspannt. Ach, Leonie, bist du entzückend!" Und er

umfing sie und küßte ihre Wangen. Sie wehrte ihn kichernd ab.

„Schäm' dich, Herbert!"

„Weshalb denn? Seid ihr es denn nicht, die uns aus den ätherischen Höhen der Menschheitsfiktionen herabziehen und uns auf unseren Unterleib reduzieren? Ihr nackt geborenen Heuchlerinnen! Nie hat sich vor euch der Abgrund zwischen der Realität und der Fiktion aufgetan, nie seid ihr zwischen beiden mit euren hübschen Beinchen strampelnd gehangen, ohne einen der Ränder erhaschen zu können. Werdet auch nie vom Kai ins Meer springen, und keine Blasen werden aufsteigen. Ihr ewig Realen, die ihr aber doch Eure poesielosen Gelüste unter dem schützenden Dache männlicher Fiktionen befriedigt, weil diese euch die Sache erleichtern, euch das Unerreichbare greifbar machen! Denk daran, süßes Kind! Denn wenn die Mannheit fiktionsmüde ist, dann nimmt sie euch euer Behagen, und euer Widerstand ist fort wie euer Wahlrecht. Verstehst du mich auch, du liebe Realität mit den großen Augen?"

„Nein, Herbert. Wenn ich ehrlich sein soll: ich verstehe kein Wort davon."

„Du verstehst es nicht? Doch, du verstehst mich sehr gut, das sehe ich deinen fragenden Augen an. Deinen furchtsamen Augen."

„Herbert, du machst mir angst!"

„Beruhige dich, Tierchen. Ich verwandele mich schon deshalb nicht zur Bestie zurück, weil ich sie immer in Gedanken gewesen bin. Ich habe ihren Begriff vergeistigt, sozusagen künstlerisch erfüllt, wodurch die materielle Erfüllung überflüssig geworden ist — ebenso überflüssig wie die Fortexistenz eines Dichters, der sein Lebensbuch fertig geschrieben hat! Ich tue dir keine Gewalt an, du kleiner, weicher Bauch. Dein reales Sinnenglück mag sich noch zum Schlusse in meinen Fiktionen brechen. Ich proponiere dir: laß uns poetisch wie Bankbeamter und Nähterin in enger Umschlingung bei einem Glase Zyankali unser Leben aushauchen, auf daß die strenge Kirchenbehörde das Begräbnis erst gestatte, nachdem ein ärztlicher Eingriff in deine Leiche erfolgt ist."

Sie zog ihre Füße an sich und streckte abwehrend die Hände aus:

„Herbert! Du bist gräßlich! Mach' Licht!"

Er stand sofort auf und drehte den Kronleuchter an, daß weißes, ruhiges Licht den Raum durchstrahlte. Dann ging er zu dem Mädchen, das in der Helle aufatmete, kniete vor ihr nieder, küßte ihre Hände und sagte lächelnd:

„Nicht böse sein, gelt?"

„Aber du darfst nicht mehr so schrecklich zu mir sprechen." Ihre Augen füllten sich mit Tränen.

„Nein, nein, sei nur ruhig." Er holte eine Flasche Sekt, Teller und Gebäck und eine Schale mit Früchten. Aber während er sich nach den Gläsern umsah, stutzte er plötzlich. Er ging zum Fenster, schob die Vorhänge zurück und schaute hinaus: der Himmel war mit blauschwarzen Wolken bedeckt und seine noch freien Stellen waren bläulich weiß. Aber auf der Wilhelmstraße hatte sich eine Menschenmasse angesammelt und die wuchs an. Die Männer standen still, aber ein leises Murmeln drang von ihnen herauf. Da näherte sich ein Leutnant mit einem Zuge Soldaten im Eilmarsch und nahm vor dem Palais Posten. Und eine Schutzmannskette kam und drängte freundlich, aber bestimmt die Leute fort. Einige scharfe Windstöße, Staubwolken und Hüte wirbelten in die Luft. Dann wieder die bleierne Stille, die halblauten Kommandorufe und anschwellend und abnehmend das Murmeln.

Der Regierungsrat zog die Vorhänge wieder vor.

„Was war das?" fragte Leonie.

„Nur das Ende der Fiktionen und der Anfang der Realität. Sonst nichts. Iß Kind, und trink!"

Sie schälte ihm einen Apfel, und er aß ein Stückchen.

„Was ist die Realität? fragte sie zwischen zwei Schlucken Sekt.

„Etwas Grauenvolles, Liebling. Etwas Nicht-

— das ist zunächst einmal eine Wahrheit, und als solche wäre sie schon verschleierungswürdig. Doch sie ist noch dazu die Wahrheit, und das ist schlimmer. Selbst deinen wenig durch die Fiktionen der Grammatik geblendeten Augen wird es sich nicht verhehlen können, daß sie weiblich ist, mithin schleichend, nachgeberisch, zurückweichend, verhüllt, unbeachtet — um doch am Schluß alles und jeden in seine Arme zum schweren, traumlosen Schlafe zu ziehen."

Leonie tauchte ihre ringgeschmückten, schlanken Finger in das Glas und spritzte dem Regierungsrat einige Tropfen ins Gesicht.

aber der ganz poesielose, völlige ideebankerotte, nur durch die Notwendigkeit der Einzelexistenz hervorgerufene scheinbare Zusammenschluß. Und weil man sich in die Arbeit teilt, weil das dem einzelnen die Sache erleichtert, deshalb steht man nur noch hilfloser, noch einsamer da. Und da die Menschen nun einmal die denknotwendige Fiktion vom freien Willen des Individuums haben, deuten sie Notwendigkeit in Freiwilligkeit um und arbeiten mit poesievollen und ideenreichen Kulturfiktionen. Ein Blick auf die Realität zerstäubt die Fiktion vom freien Willen und damit auch die Fiktion vom Individuum, und nimmt uns die Lebensmöglichkeit. Deshalb dürfen wir unsere Grenzen erst dann setzen, wenn unsere Weiterexistenz zwecklos geworden ist."

Kurze, scharfe Donnerschläge, denen dröhnendes Krachen folgte. Der Regierungsrat trat an das Fenster:

„Komm, Kind, jetzt kannst du die heraufdämmernde Realität aus der Balkonloge betrachten."

Sie schmiegte sich an seine Schulter und sah hinaus.

Die Wilhelmstraße war von einer Menschenmasse bedeckt, die langsam die Schutzmannsketten zurückdrängte. Still, schwer, müde, aber dennoch drohend war dieses Ringen in dem Gewitterdüster. Zuweilen flammten grelle Blitze auf.

Auf einmal ein herannahendes Rauschen: Und jetzt prasselten kirschkerngroße Hagelkörner nieder, gleichzeitig mit einem strömenden Regen — prasselten nieder auf die Straße, die Häuser, die Menschen, zerschellten am Asphalt, auf dem Fahrdamme flutete das Wasser.

Da wich Druck und Müdigkeit und Schwere von den Menschen. Im alles zerpeitschenden Unwetter wurden sie sich ihrer Raubtiernatur bewußt. Aufjauchzend warfen sie sich auf die Schutzleute, die Soldaten, ihre Menge schwoll riesenhaft an. Stöcke wurden sichtbar, Steine, Revolver. Schüsse krachten, pflanzten sich fort, fanden in der ganzen Stadt ihr Echo — Donner — Blitze, stärkeres Dunkel. Dort der erste Feuerschein, gegen den Regen ankämpfend — —

Herbert von Lauengall riß Leonie zurück, ließ den stählernen Laden hinunter und zog die Vorhänge zusammen. Das Mädchen stand mit ausgespreizten Fingern und offenem Munde mitten im Zimmer.

Er trat lachend an sie heran:

„Das war nur eine Vision der Realität?" Er schaltete den Kronleuchter aus und drehte die Ampel an: „Noch einige Minuten dürfen wir uns der Welt unserer Fiktionen erfreuen. Komm, komm, viel Zeit haben wir nicht mehr."

Seine Wangen wurden heiß. Er hob das zu-

sammenbrechende Mädchen auf und legte es auf das Sofa. Mit nervösen Händen tastete er an ihrer Bluse. Er fand die Knöpfe nicht. Zerriß die dünne Seide, das Hemd. Die Brüste traten weiß und schwellend hervor. Er drückte seine Wangen an sie und streifte dem Mädchen den Rock ab, wühlte mit heißen Fingern im Unterzeuge. Aber überall hielten es Knöpfe und Bänder zusammen, er zerrte, zerfetzte die kostbaren Spitzen, während sein Mund sich in den Busen preßte — — —

Da schwoll draußen das Tosen an. Die Gewehrsalven wurden vom Siegesgeheul übertönt. Donnerkrachen. Etwas brach dröhnend zusammen. Die Wände zitterten.

Das Mädchen sprang auf und lief zur Tür. Dort blieb es stehen und preßte die Hände an die Ohren.

„Herbert, Herbert!" keuchte sie.

Er sah sie an. Dann warf er den Kopf in den Nacken und lachte:

„Jetzt ist es zu spät. In einer Minute haben wir die Realität schon hier im Zimmer. Auf der Treppe ist sie schon, kannst du sie hören? — Aber ich will sie nicht empfangen. Was denkst du über den poetischen Zyankalitod? Es bleibt genug für dich übrig."

Er nahm eine kleine Flasche und schüttete die Hälfte in sein Sektglas.

„Zum Wohle, liebe kleine Realität. Noch bist du nicht universell geworden. Ich bleibe den schönen Fiktionen getreu."

Er trank. Er holte tief Luft und fiel vornüber auf sein Gesicht.

Ein kurzes Klopfen. Die Tür wurde aufgerissen. Ein atemloser Diener:

„Herr Graf, Herr Graf! Durchlaucht sind ermordet. Das Palais brennt! Fort!"

Wimmernd sank Leonie zusammen.

Der Lärm im Hause wuchs, wuchs: Schüsse, Schreie, Geheul — —

Und dann wurde es stiller. Aber draußen prasselte der Regen, grollte der Donner.

Das Mädchen erhob sich. Da klang ein weicher Schritt. Friedel trat ein:

„Herbert — — Du Leonie?!" Und er fuhr zurück.

„Friedel, Friedel, bring' mich fort!"

Er griff sich an die Stirn:

„Du hier?"

Sie schlang die Arme um seinen Hals und küßte ihn wild:

„Bring' mich fort!"

Er machte sich von ihr los und legte ihr eine bunte Tischdecke um die Schultern:

„Weißt du, wo Herbert ist?"

„Er ist fortgegangen. Nein, nein, er ist fort-

gegangen. Hilf mir, guter Friedel. — Ich war schlecht gegen dich, aber hilf mir. — Du hast mich ja gern gehabt!"

„Komm!" sagte er einfach.

Sie traten auf den dunklen Korridor hinaus. Er war mit Rauch angefüllt. Und warm war es hier, heiß. Leonie stolperte über einen Leichnam und schrie vor Entsetzen auf. Friedel faßte ihre Hände. Sie kamen in die Küchenräume. Diese waren unberührt. Aber durch die Fenster sahen sie, daß der ganze rechte Flügel des Palais brannte, wenn auch das Feuer durch den Regen niedergehalten wurde. Die wunderschönen Gemächer mit allen den herrlichen Gemälden brannten hell. Und auf dem Hofe lagen die Leichen haufenweise, Soldaten und Schutzleute, wie Männer aus dem Volke.

Durch eine Tür in der Mauer traten sie auf die Straße hinaus. Jetzt war sie menschenleer. Aber überall in der Ferne knatterten Schüsse, tönte verworrener Lärm.

Leonie schauerte unter dem Regen zusammen. Sie hüllte sich fester in die Tischdecke.

Aus den Häusern brachen zuweilen Flammen empor, die der Regen immer wieder dämpfte. Aber sie beleuchteten doch für Augenblicke die furchtbare Veränderung, die in dieser Stunde vor sich gegangen war: alles war zerstört, nur die

Wände der Häuser standen noch. Zerschlagene Möbel bedeckten die Straße. Und zwischen ihnen Leichen. Leichen von Männern, Frauen, Kindern. Und Verwundete, die sich stöhnend krümmten. Dann wieder Nacht, in die aus der Ferne der Lärm klang.

Da flammte es in der Leipziger Straße auf. Wild wurde dort das Toben. Der Feuerschein beleuchtete springende, heulende, kämpfende Gestalten — —

Friedel zog das Mädchen in eine Seitenstraße.

„Ich kann nicht mehr", wimmerte sie.

Er blieb stehen. Da zerriß ein Blitz die Nacht. Heftiger prasselte der Regen. Das Wasser auf der Straße schäumte auf.

Aber Friedel hatte in der Schnelligkeit einen Gemüsekeller entdeckt. Natürlich war dieser bis auf die letzte Faser ausgeraubt, denn er hatte ja Nahrung enthalten. Jetzt bot er doch wenigstens etwas Schutz.

Geduckt liefen sie dorthin. Und Leonie sank erschöpft zu Boden. Da regte sich etwas in einer Ecke:

„Wer ist da?" klang eine angstbebende Stimme.

„Ruhig! Wir tun Ihnen nichts. Wir gehen gleich wieder", antwortete Friedel und stellte sich schützend vor das Mädchen.



„Herr von Lauengall, Sie?“ Ein Streichholz blitzte auf. Ulrich Frick kam aus dem Hintergrunde mit schlotternden Knien heraus.

Friedel lachte auf.

„Da haben wir uns ja unnötigerweise voreinander gefürchtet und können sehen, einander zu helfen.“

Leonie kauerte sich zusammen und zog ihr Tuch über den Kopf.

„Löschen Sie lieber das Streichholz aus, Herr Frick. Man braucht uns nicht hier zu sehen.“

Jener gehorchte.

„Aber geben Sie mir Ihre Hand. Ich fürchte mich“, sagte er.

Sie schwiegen eine Weile im dunklen Keller. Friedel hatte es sich auf den Resten eines Stuhles bequem gemacht.

„Was jetzt?“ fragte er dann.

„Sie wollen doch nicht von mir fortgehen, Herr von Lauengall? Das dürfen Sie nicht!“

„Wir können doch nicht die ganze Nacht hier bleiben! — Kommen Sie doch mit uns! Vielleicht hat sich Wolfgang Köhler halten können. Dann wären wir doch drei Männer.“

Ein Winseln war die Antwort.

„Kommen Sie Herr Frick. Seien Sie doch nicht kindisch.“

„Ich habe alles gesehen. Jetzt ist alles zu Ende.

Es war ſo grauenhaft. Es wird morgen noch grauenhafter ſein. — Ich gehe nicht hinaus. Ich fürchte, fürchte mich!"

Friedel ſtand entſchloſſen auf.

„Wir müſſen gehen, Leonie."

Sie ſprang ſchnell auf und wandte ſich der Straße zu. Da erleuchtete ein Blitz den Raum. Ulrich Frick hatte ſie erkannt.

„Leonie! Du?"

Sie ſprang auf die Straße. Ulrich Frick griff

Tote. Die Tür war eingeschlagen, hielt aber noch. Er rüttelte an ihr.

Da klang über ihm ein Schuß. Die Kugel schlug dicht neben ihm in eine Wasserlache. Er sah auf:

„Ich bin es; Friedel!"

Wolfgang Köhlers Stimme:

„Friedel, Sie? Schnell. Da sind die Schlüssel." Er warf sie hinunter. Schließen Sie die Tür wieder ab. — Aber schnell, schnell!"

Friedel sprang die Treppe hinauf. Vor der Wohnungstüre mußte er aber eine Weile warten, denn sie war mit allen Möbeln, die die Wohnung enthielt, verrammelt worden.

Dann war er drinnen. Atmete auf. Drückte Wolfgang Köhlers Hand und küßte Thora Gyldenkrone in seiner überströmenden Freude auf die Wange.

„Den Schuß hätte ich mir sparen können," sagte der frühere Journalist. Er untersuchte seinen kleinen Browning. „Es war die vorletzte Patrone. Die letzte werde ich für den äußersten Notfall aufheben."

Die Dänin holte etwas Brot und Wasser. Sie setzten sich auf den Fußboden und aßen. Dann durchsuchten sie die Wohnung nach brauchbaren Waffen und fanden auch in der Küche einige lange Brotmesser und Ofenhacken. Was sie noch an Nah-

rungsmitteln besaßen, packten sie zusammen. Viel war es nicht: etwas Brot, einige Konservenbüchsen, ein Schinken und etwas Wurst.

„Wir müssen fort, so schnell als möglich fort," sagte Wolfgang Köhler. „Wir dürfen nicht länger in Berlin bleiben. Morgen wird es schon unmöglich sein, einen Bissen Brot aufzutreiben. Und dann kommen die Ratten, dann kommt vielleicht Typhus und Pest. — Was sich von Menschen hier nicht in den nächsten Tagen zerfleischt, wird auf das Land strömen. Dort findet sich noch etwas zu essen. Wer hier zurückbleibt, alles, was nicht stark ist und nicht Regen und Sturm und Hunger und Kälte zu trotzen vermag, muß elend verkommen. Wir wollen versuchen, uns nach dem Osten durchzuschlagen. Dort gibt es noch große Wälder und Wild. Dort werden wir ein Indianerleben noch eine Weile führen können, bis uns die russischen Wölfe auffressen. Aber lustig wird es werden." Er reckte sich auf. „Einmal noch zu fühlen, daß man stark ist, und wenn es auch nur der Todeskampf ist."

Thora Gyldenkrone sah still vor sich hin. Sie sagte dann, den Kopf erhebend:

„Alles ist jetzt zu Ende: die strahlenden Straßen, die funkelnden Cafés, das Lichtmeer am Potsdamer Bahnhof, das wir so oft von der Hochbahn gesehen haben. Und die Hochbahn selbst und die

Gasometer und alle riesigen Stahlgerüste — alle Häuser und Paläste und Museen werden langsam von Rost und Kälte angenagt werden, werden wie Felsen zerbröckeln, werden von der Sonne wie die Mondkrater sinnlos beleuchtet werden."

„Ein verklungenes Märchen werden die strahlenden Straßen und die funkelnden Cafés sein," erwiderte Friedel und streichelte ihre Hand. „Ein verklungenes Märchen, wie die heroische Zeit der Erde, wo die Vulkane die Ozeane zerrissen, wo die Ungeheuer der Urzeit in den Schachtelwäldern einander zerfleischten!"

Wolfgang Köhler sah spöttisch zu den beiden hin. „Noch immer Dichter, Friedel?"

Der Knabe sprang auf:

„Nein, jetzt nicht mehr. Jetzt kommt das wunderschöne, starke Leben, ohne Gedanken, aber mit der starken Tat und dem großen Untergange im Kampfe gegen Menschen, Kälte und Wölfe." Er streifte den Platinring mit dem dicken Smaragd vom Finger und warf ihn der Dänin in den Schoß. „Du sollst ihn haben, Thora, du herrliches Weib. Ich will mit den Sentimentalitäten fertig sein. Du, du — —" Und er breitete die Arme aus, um sie zu umfangen.

Da krachte ein Schuß. Friedel brach, in den Unterleib getroffen, zusammen.

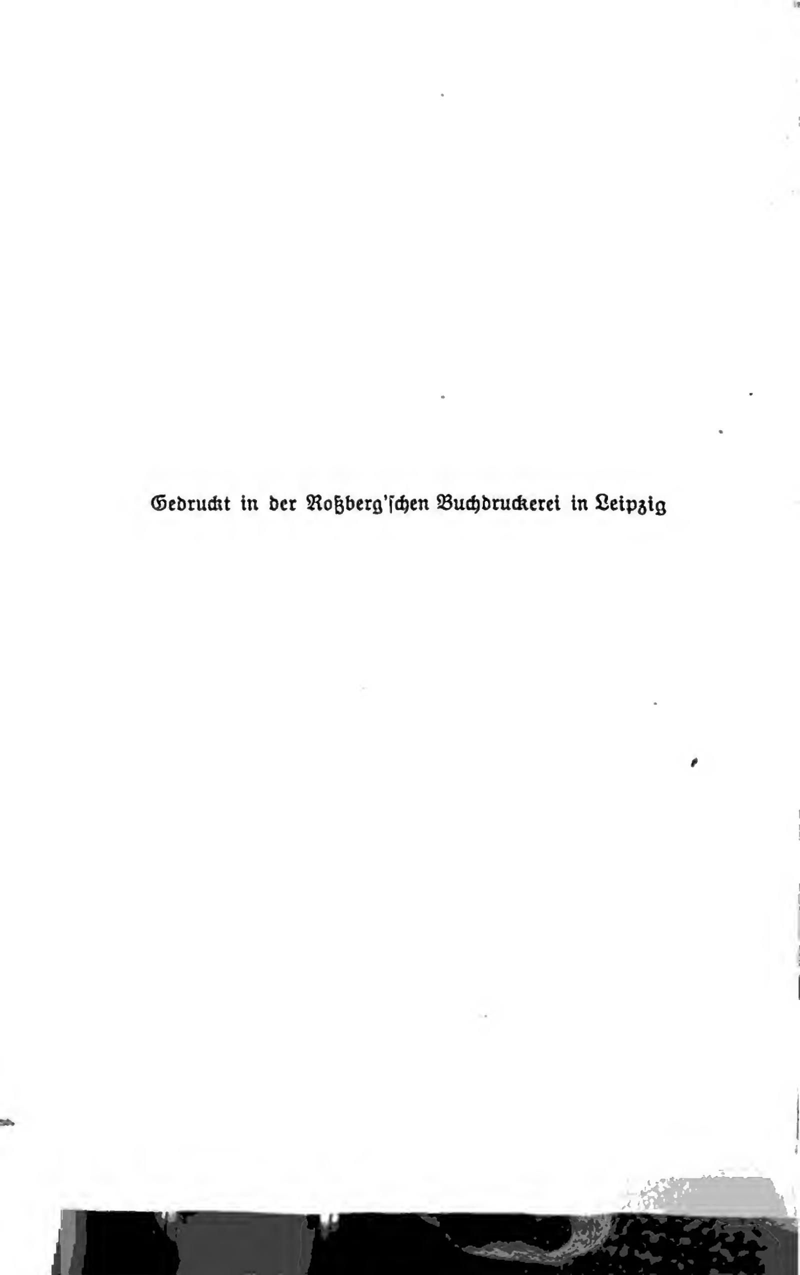
„Sie ist mein", sagte Wolfgang Köhler hart.

Friedel krümmte sein Gesicht empor:

„Sind das die letzten Worte, die ich von Ihnen höre?“

Der frühere Journalist lachte auf und warf den leeren Browning fort. Dann nahm er das Brotmesser, die Ofenhacke und den Packen mit den Nahrungsmitteln auf und ging die Treppe hinunter.

Und die Frau folgte dem starken Manne in das Unwetter hinaus.



Gedruckt in der Roßberg'schen Buchdruckerei in Leipzig

...berg'schen Buchdruckerei in Leipzig

Geheftet M. 4.—, gebunden M. 5.—

Berliner Börsencourier: Das erste bedeutende Werk eines künstlerischen Charakters! Erich v. Mendelssohn, der nun entdeckt wird, ist vor kurzem gestorben. Er war, das darf man nach dem Roman „Nacht und Tag" sagen, dazu berufen, die Achtung und Liebe der Wertvollsten zu gewinnen, sein Roman ist nicht bloß gut geschrieben, er ist gut erlebt! Dieser junge Mann gehörte nicht zu jenen interessant gescheitelten Jünglingen, die unter schwer erträglichen Kämpfen unbeträchtliche Erkenntnisse gebären, er hatte ein Talent zur Klarheit, das eine Folge seelischer Rechtschaffenheit ist! In „Nacht und Tag" führt er uns mit jener instinktiven Gerechtigkeit, die ein Bedürfnis des Dichters ist, in das Leben einer thüringischen „freien Schulgemeinde". Er malt mit einer Behutsamkeit und Zartheit, dennoch nicht schwächlich oder zaghaft, die Welt der Fünfzehnjährigen, ihre triebhafte Energie und ihre edle Verletzbarkeit. Die Konturen sind mit dem zartesten Stift, aber ohne Schwanken gezogen. Diese drei Jünglinge leben nicht nur ihr Gegenwartsdasein vor uns, sondern wir sehen bis in die Nacht, der sie entsprossen sind, und bis in den allzu deutlichen Tag, in dem sie tätig sein werden oder sterben! Mit welcher Kunst ist gerade das Unfertige, die Zukunft bloß Andeutende dieser drei Jünglinge festgehalten. Welche Abgründe zwischen der Welt der „Erwachsenen" und der Welt der noch nicht Erstarrten klaffen da auf! Mit unbeirrbarem und doch nicht ungütigem Auge sind die Lehrer dieser ländlichen Schule gesehen. Wer kann je die Schilderungen dieser Nächte neben der Schule vergessen! Ein junger Meister ward hier hingerafft, würdig jener ernsten, wohl abgewogenen Worte, die Thomas Mann ihm in einer Einleitung widmet. Ein Unwürdiger würde dieses Fürwortes nicht teilhaftig, das einer schrieb, dem die jungen Künstler Deutschlands unwillkürlich vertrauen, vielleicht, weil er erst auf den Menschen und dann auf die Arbeit blickt. Erich von Mendelssohn scheint diese hoff-

Verlag der Weißen Bücher · Leipzig

René Schickele

Benkal der Frauentröster

Ein Roman

Geheftet M. 3.—, gebunden M. 4.—

Zeitschrift für Bücherfreunde: Schickele ist durchaus zu jenen wenigen zu zählen, welche den Stil einer neuen zukünftigen Erzählungskunst schaffen, einen Stil, der jene traditionsbeladene, dichterisch-abgeklärte Epik ablösen oder zumindest ihr parallel laufen wird. Aus noch nicht zweihundert Seiten entfaltet sich das Geschick jenes aus Dumpfheit und Weltfernheit zum großen Frauentröster und Bildhauer Aufsteigenden, schwebend und triumphierend emporschallend aus dem Schicksale der Königsfamilie, den Revoltierenden, Kriegsführenden, Spießbürgerlichen und Tänzerinnen. Wenn dieser Roman auch nicht die Ausgeglichenheit und die befreiende Ruhe im Leser erzeugt wie die gepflegten Erzählungen jener anderen Epiker, so fühlt man doch in aller Unruhe und vielleicht anfänglichen Verdutztheit, daß das Buch „Benkal" kein Zufallsprodukt ist, sondern — noch einmal sei es gesagt — einer der Beginner einer notwendigen neuen Erzählungskunst.

Berliner Zeitung am Mittag: Dieses Buch ist erfüllt von den heutigsten und von den ewigsten Dingen, von Automobilen und Hymnen, von gutem Bürgerfrieden und irren Revolten, von Himmelsmilde und teuflischer Wirrnis. Erzählt wird in knappen Visionen, deren Figuren wie hinter einer mystischen grünen Glaswand agieren, Aufstieg, Gloriole und Absturz Benkals, des Mannes, der nach zu vielen Seiten hin empfänglich ist, und der zumal dem Wesen der Frau ein hellseherisches Verständnis entgegenbringt. Mit einer Kunst, die bald zärtlich und behutsam, bald wild und orgiastisch ist, und mit der Sensationslust des psychologischen Forschungsreisenden wird hier der Typus des »homme à femmes«, den die Frauen lieben, weil er sie versteht, bis in seine gefährlichsten Gründe vertieft. Dieses Buch dringt weiter vor in seelisches Neuland und berührt die letzten, heiligen Zusammenhänge der Natur.


Princeton University Library
32101 068362845

